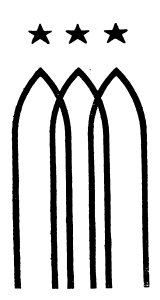
UNSER BUND

ÄLTERENBLATT DES BUNDES DEUTSCHER JUGENDVEREINE



17. JAHR SEPTEMBER 1928 SCHEIDING NR. 9

Postversand Jena

Unser Bund

herausgegeben vom Bund Deutscher Jugendvereine E. V.
Bundesleitung: Professor D. Dr. Wilhelm Stählin, Münster i. W., Paulstraße 18 / Pfarrer Rudolf Goethe, Darmstadt, Kahlertstraße 24.
Kanzlei: Göttingen, Düsterer Eichweg 18.

Anschriften:

Schriftleitung: Jörg Erb, Lehrer, Haslach i. K. (Baden).

Bestellung:

Bei der Post und beim Post-Verlag: Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena. Neubestellungen nur noch bei der Post.

Preis:

Jedes Heft 50 Pfg., vierteljährlich 1.50 Mk.

Bezahlung:

Bei der Post oder bei der Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena, Postscheckkonto Erfurt 2922.

Inhalt dieses Heftes:

Leitwort / Gedanken zur Fürsorgearbeit / Das Auto als soziales Problem / Neues Wohnen / Aussprach: Eine Lücke in der Gruppenarbeit / Die deutsche Frauentagung in Köln / Soesterberg-Bericht / Politischer Brief: Wahlen in Deutschland / Umschau: Freudenspiegel / Aus andern Bünden und Verbänden / Anregungen / Die Ecke / Anzeigen.

Anschriften der Mitarbeiter:

Käthe Dettling, Nürnberg / Gustav Rauterberg, Bardewisch b. Bremen / Architekt Gerhard Langmaack, Hamburg, Rothenbaumchaussee / Paul Roese, Solingen, Kölner Straße 1 / Gertrud Geß, Barmen, Gasstr. / Karl Auras, Höhscheid bei Solingen / Heinz Kloppenburg, z. Zt. Arosa, Grandhotel.

Beilagen:

Bibellese
Bestellkarte für das Tagungsheft von Eberswalde.



7. Jahr September 1928 Scheiding Heft 9

Unser Bund

Aelterenblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine

Zu spät – ?

Es gibt kein „zu spät" –
Solange dein lebender Atem geht,
Solang noch am Pfluge die Hand sich strafft,
Solang es noch hinter der Stirne schafft,
Solang noch ein Funken Wille glüht,
Solang dich noch Sehnsucht ins Weite zieht,
Solang wir noch Erdensteige wandern,
Wir und die andern,
Denen wir Freude schulden und weh getan,
Deren Augen hoffend in unsre sahn,
Solange wir noch auf dieser Welt
Wieder gutmachen können, was wir gefehlt,
Solang es noch Kinder und Einsame gibt,
Die darauf warten, daß man sie liebt –
Solang, wo auch der Zeiger steht,
Solange gibt es kein „zu spät".

Hans Weicker.

Gedanken zur Fürsorgearbeit.

In unseren Tagen, in denen das stolze Gebäude der sozialen Fürsorge immer mehr ausgebaut wird, in denen die soziale Gesetzgebung mit neuen Fürsorgemaßnahmen wetteifert und eine Organisation geschaffen ist, die die Erfüllung aller sozialen Bestrebungen zu sein scheint, da regen sich allenthalben warnende Stimmen, über dem äußeren Aufbau nicht den eigentlichen Inhalt der Fürsorge zu vergessen. Mehr denn je wird die Frage nach dem Sinn und Wert der gesamten Fürsorge laut, quälend wird von vielen ihre Fragwürdigkeit empfunden, ehrlich werden Wege ihrer Sinnerfüllung gesucht.

Worin bestehen nun die besonderen äußeren und inneren Schwierigkeiten der Fürsorgearbeit; wo liegen die Grenzen für Fürsorger — ich wähle der Kürze halber für alle in der Fürsorgearbeit Tätigen diesen Sammelausdruck — und Hilfsbedürftige, wie kann den Schwierigkeiten begegnet werden? Nicht willkürlich geschaffen, sondern aus den Gegebenheiten der gegenwärtigen Lage heraus ist das heutige Gefüge der sozialen Fürsorge entstanden. Wir sehen uns Massennotständen gegenüber, zu deren Behebung nachbarliche Hilfe allein nicht mehr imstande wäre. Damit aber hat sich die Art der Fürsorge wesentlich geändert. Der beamtete Fürsorger tritt an die Stelle der freiwilligen nachbarlichen Hilfe. Wenn damit auch nicht gesagt werden soll, daß Menschen, die diese Arbeit berufsmäßig leisten, sie nicht aus innerem Getriebensein tun, so ist eben dadurch die Stellung zwischen Fürsorger und Hilfsbedürftigem — gemeint ist jeder, der in irgendeiner Not, die immer äußere und innere Not zugleich ist, Hilfe sucht — eine wesentlich andere geworden. Der Hilfsbedürftige weiß sich zunächst nicht einem mitfühlenden Menschen, sondern einem bezahlten Beamten gegenüber, der noch dazu mit einer gewissen Machtbefugnis ausgestattet ist

und, wenn er helfen soll, ein „Recht auf Einmischung" in seine Verhältnisse hat; der Fürsorger ist für ihn eben nicht der Freund, der seine Not mittragen will, und dem er deshalb rückhaltlos vertrauen darf und ohne innere Hemmungen sagen kann, wo ihn der Schuh drückt. Wenn aber von vornherein das Vertrauensverhältnis fehlt, ist die Grundlage jeder sozialen Fürsorge erschüttert. In anderer Weise wirkt sich die Tatsache der beamteten Stellung beim Fürsorger aus. Durch die Vielzahl der „Fälle", die er zu „bearbeiten" hat, kann er trotz besten Willens sich mit dem Einzelnen nicht so beschäftigen, wie es wohl nötig wäre; er wird zu schematischer Arbeit geradezu gezwungen, und die Gefahr, das Ziel, das persönliche Wirken von Mensch zu Mensch, das warmherzige Eingehen auf die Not der Hilfesuchenden aus dem Auge zu verlieren, ist groß. Der Fürsorger hat täglich den Kampf gegen die Entpersönlichung der Arbeit aufzunehmen; er hat immer von neuem den Aktenstaub abzuschütteln, der ihn zu ersticken droht.

Zu diesem mehr äußeren Hemmnis aber kommt noch eine innere Schwierigkeit. Wer täglich von neuem gezwungen ist, in die tiefsten Schichten menschlicher Not und Sünde hinabzusteigen, wandelt sich selbst ganz unmerklich; Nietzsche sagt einmal: „Wer lange in den Abgrund hineinblickt, in den blickt der Abgrund selbst hinein!" Und in der Tat, die Gefahr der Abstumpfung und der Gleichgültigkeit besteht; sie ist als eine Art Selbsthilfe der menschlichen Natur gegen die Vielfältigkeit der häßlichen Eindrücke nur zu verständlich. Und die Arbeit bringt es mit sich, daß der Fürsorger mit Dingen, an die zu denken er sich nicht wünscht, sich beschäftigen muß, daß er über manches reden und vieles aussprechen muß, was ihm immer von neuem schwer wird, wo er sich des Ekels nicht immer erwehren kann. Mit der Zeit ist auch hier eine gewisse Abstumpfung kaum zu vermeiden; etwas von der inneren Zartheit und der feinen Unberührtheit, die man besonders bei Frauen bewahrt sehen will, geht auf Kosten des erbarmungslosens Wissens um die Abgründe verloren. — Eine andere Frage allerdings bleibt es, ob es nicht eine innere Feinheit und Reinheit gibt, die eben, weil sie um Tiefen weiß, für unsere Zeit um so notwendiger ist als die welt- und gegenwartsferne Unberührtheit. — Die Gefahr ist nicht gering, und sie kann sich sehr zum Schaden der Hilfsbedürftigen auswirken. Gerade Takt und innere Feinfühligkeit sind Dinge, die der Fürsorger am wenigsten entbehren kann, um in dem besonderen Fall immer das rechte Wort und den rechten Ton zu treffen.

In engem Zusammenhang damit steht jene unselige Ueberheblichkeit in jeder Form: „Mein Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie diese!" Nichts aber verletzt tiefer als Mißachtung und Geringschätzung. Auch der Mensch, der völlig verkommen scheint, hat tief eingewurzelt das Verlangen, daß ihm mit Achtung begegnet werde. Nichts trifft ihn vielleicht in seiner Not mehr als eine Mißachtung, die sich in Fragen äußert, wie sie mangelnde Ehrfurcht gegenüber dem anderen eingibt. Hier scheint mir auch die schwerste Gefahr der psychoanalytischen und individualpsychologischen Methode zu liegen, die, wenn sie nicht Unheil stiften soll, in ganz besonderem Maße feinfühlige, taktvolle Fürsorger voraussetzt.

Das Bewußtsein des Fürsorgers, es in vielen Fällen mit irgendwie kranken (psychopathischen) Menschen zu tun zu haben, erschwert es ihm noch mehr, die rechte Einstellung zu finden und die rechte Behandlung anzuwenden. Um diese Dinge wissen, und doch in jedem einzelnen Hilfsbedürftigen die menschliche Ehre

nicht zu verletzen, ihm aber auch nicht Unmögliches zuzumuten, etwa eine Verantwortung, die er nicht tragen kann, das ist die große Kunst.

Daß in der weitaus größten Ueberzahl der Fürsorger einer gehobeneren Bildungsschicht angehört als der Hilfsbedürftige, trägt ebenfalls zur Erschwerung der Arbeit und zur Verschärfung der Gegensätze, besonders in unserer politisch erregten Zeit, bei und ist eine Gefahr mehr, den Erfolg der Arbeit zu gefährden. Selbst ein Fürsorger, dem die Gabe des Sicheinfühlens in hohem Grade gegeben ist, vermag diese Schranke nicht ohne weiteres niederzureißen. Es stehen sich in der Tat äußerlich und innerlich zwei Welten gegenüber, die nur mit Mühe und in vielen Fällen niemals eine Verbindungsbrücke zueinander finden lassen. Diese Tatsache bedingt ein Aneinandervorbeireden, und trotz besten Willens sind Mißverständnisse unvermeidlich. Nur wer dies täglich erlebt, kann ermessen, wie einschneidend die Auswirkung für die Fürsorgearbeit ist. Schlaglichtartig bringt oft ein Wort, eine unerwartete Aeußerung des Hilfsbedürftigen zum Bewußtsein, wie tief die Kluft klafft, wie grundlegend sich Gedanken- und Empfindungswelt scheiden. Besonders aus diesem Grunde scheint es mir sehr wichtig, daß die Ausbildungsstätten für den sozialen Beruf Bewerber und Bewerberinnen aus dem Arbeiterstand, wenn sie Begabung zeigen und die nötige Eignung haben, zulassen.

Daß der Erfolg der Fürsorgearbeit unmeßbar und unwägbar ist, verstärkt noch bedeutend die ohnehin große innere Belastung des Fürsorgers. Wer schöne Ergebnisse sehen will, wer darauf eingestellt ist, sichtbare Erfolge seiner Arbeit verbuchen zu können, ist in der Fürsorgearbeit nicht am Platze. Wohl kaum in irgendeiner anderen Arbeit läßt sich der Erfolg so wenig messen und mit Zahlen beweisen. Wohl können Zahlen über die Fürsorgearbeit ihren äußeren Umfang und ihre äußere Entwicklung im Laufe der Zeit aufzeigen; das Wesentliche der Arbeit, das, was an persönlicher Hingabe geleistet worden, was an inneren Veränderungen vor sich gegangen ist, bleibt unaussprechbar und kann niemals festgestellt werden. Es sind immer nur vereinzelte Fälle, in denen irgend ein greifbarer Erfolg verzeichnet werden kann, etwa eine Tat, die dem Hilfsbedürftigen aus einer augenfälligen Not geholfen hat, wie die Verpflanzung eines Kindes aus verwahrloster Umgebung in einen gesunden Lebensboden. Ueber die Wirkung des Bemühens nicht nur äußerlich, sondern vielmehr innerlich zu helfen, läßt sich selten etwas sagen, der Erfolg bleibt verborgen, wenn nicht gar in vielen Fällen alle Hingabe vergebens scheint. Und wer mitten drin steht in der Fülle der Arbeit, verliert leicht den freien Blick, das Bewußtsein großer Zusammenhänge und das Wissen um Wachstumszeiten, und Mutlosigkeit bemächtigt sich des Fürsorgers. Froh und zuversichtlich ohne sichtbaren und greifbaren Erfolg kann aber nur der Fürsorger sich immer von neuem an die ihm gestellte Aufgabe verschwenden, der weiß: „Kein Sonnenstrahl geht verloren; aber das Grün, das er weckt, braucht Zeit zum Sprießen, und dem Sämann ist nicht immer beschieden, die Ernte mitzuerleben. Alles wertvolle Wirken ist Tun auf Glauben" (Albert Schweitzer).

Mit diesem letzten Hinweis habe ich aber schon dem vorgegriffen, was nun folgen soll: Wie können die Schwierigkeiten überwunden werden? Schwierigkeiten, die in der Organisation liegen, die durch die Gesetzgebung und sonstige Bestimmungen verursacht sind, sollen hier nicht berührt werden. Es handelt sich vielmehr um die Frage: Was kann der Fürsorger tun, um die inneren Schwierigkeiten der Arbeit zu verringern; wie gewinnt er die rechte Berufs-

einstellung? Mit der Persönlichkeit des Fürsorgers steht und fällt die ganze Arbeit. Damit soll nicht gesagt sein, daß er ein besonders vollkommener Mensch sein müßte — wer könnte diese Bedingung erfüllen? —, wohl aber, daß er ein ernsthaft suchender und ringender Mensch sein muß, ein Mensch, der sich nicht vollkommen dünkt, sondern sich in die Gesamtschuld seines Volkes und seiner Zeit mitverflochten weiß, der aber doch eine innere Richtung hat, die sich bis ins Aeußere hinein in Kleidung und Haltung auswirkt. Wichtiger als alles Wissen — so unentbehrlich es ist — ist das gesamte Sein des Fürsorgers, von hier strömen die stärksten heilenden und aufbauenden Kräfte aus. Wer aber haltlosen Menschen Halt sein will, muß selbst fest verankert sein, muß eine Kraftquelle kennen, die nicht versiegt; er kann der Hilflosigkeit und der inneren Zerrissenheit gerade unserer Zeit, nur als ein Mensch mit innerer Bindung, der sich gehalten und getragen weiß, begegnen. Aus dieser Gesamthaltung heraus, die eine Schuldverstrickung, aber auch eine Erlösung kennt, lassen sich im Grunde alle Schwierigkeiten überwinden. Der Fürsorger sieht nun in dem Hilfsbedürftigen nicht mehr den „Fürsorgefall", den es so schnell als möglich zu „erledigen" gilt, sondern in jedem Einzelnen den Bruder, dem nach Kräften zu helfen ihm aufgetragen ist. „Es kann uns nichts retten in der Welt, solange wir es nicht wagen, in die Tiefe zu steigen", „es hilft uns nichts vor dem Elend, als der Mut hindurchzugehen" und „es hilft uns nichts vor dem Ekel, als die Liebe", diese tiefen Worte von Georg Stammler werden nirgends wahrer als gerade in der Fürsorgearbeit. Bei dieser Einstellung ist jeder Ueberheblichkeit von vornherein der Boden entzogen, und es wird möglich, jedem Einzelnen neu persönliche Teilnahme entgegenzubringen. Der Weg von Mensch zu Mensch ist frei geworden, die Ueberbrückung der Gegensätze, die unmöglich schien, kann die Liebe bewerkstelligen; immer neu wird unmittelbares warmherziges Handeln, das Richtung durch den inneren Maßstab erhält, lebendige Berührung bringen und Vertrauen schaffen. Nirgends aber wirkt sich die innere Gebundenheit des Fürsorgers stärker aus als in der Hingabe an die Arbeit selbst. Er wird sich nicht in der Arbeit verzehren um seiner eigenen Befriedigung willen, es kommt ihm letztlich nicht auf den Erfolg an, in dem er sich selbst bespiegeln möchte. Sein Ich ist nicht mehr der Mittelpunkt alles Schaffens, sondern er tritt selbst völlig zurück vor dem Werk, das er tun darf und das ihm aufgetragen ist. Er wird nur Gefäß sein wollen, in dem sich die Strahlen der Sonne brechen. Nirgends sonst aber ist der Mensch größer, als wenn er sich selbst völlig aufgibt, wenn er es über sich bringt, selbstlos zu arbeiten, und nirgends sonst vermag er Größeres und bleibendere Werte zu schaffen. Dann aber gilt für die gesamte Fürsorgearbeit, was Gustav Kochheim in seinem feinen Büchlein „Die Schutzaufsicht über die Gefährdeten und ihr tiefster Sinn" (Jugend und Gemeinde, Heft 5, Verlag Friedrich Bahn, Schwerin) von der Schutzaufsicht als ihrem tiefsten Sinn sagt, „daß sie Symbol sei, über sich hinausweisende Verkündigung des ewigen Sinnes, nicht weniger kräftig, als ein aus Glauben geborenes Kunstwerk, ein geistgewaltiges Wort oder eine echte politische Tat es nur immer sein können". Käthe Dettling.

Das Auto als soziales Problem.

1.

Mein Aufruf in „Unser Bund“ Nr. 11 (1927) über Autounfälle hat in den verschiedensten Gegenden des Reiches ein Echo gefunden und eine Reihe von Bundesgeschwistern veranlaßt, ihre Zeitungen aufmerksamer als bisher nach den Wirkungen der heillosen Autoplage durchzusehen. Aus Nürnberg, Karlsruhe, Hannover, Braunschweig, Halle, Mecklenburg und Kiel habe ich Zuschriften und Zeitungsausschnitte erhalten, für die ich allen Mitarbeitern auf diesem Wege herzlich danke. Sicherlich bilden alle diese Belege nur einen ganz willkürlichen Ausschnitt, der in keiner Beziehung systematische Vollständigkeit beanspruchen kann. Aber wenn auch zunächst weiter nichts erreicht ist, als daß — wie ein Bundesbruder aus dem Braunschweigischen schrieb — „wir merken, wie sehr man über diese Dinge hinwegläuft und wie gleichgültig einem selbst ein Menschenleben geworden ist“ und daß „wir noch immer unter der großen Entwertung stehen, die beim Gelde angefangen hat“ — so ist doch schon etwas gewonnen, indem der Kreis verantwortungsbewußter Menschen größer geworden ist, die die Augen offenhalten und die jetzigen verantwortungslosen Zustände nicht länger mehr ertragen wollen.

Es ist ja leider Tatsache, daß wohl die wenigsten von uns wissen, *wie furchtbar — schon rein zahlenmäßig — die Opfer* sind, die wir Jahr für Jahr in steigender Anzahl auf dem Altar dieses Moloch völlig sinnlos schlachten. Darum zunächst hier einige Zahlen: Die „Nürnberger Zeitung“ meldet in dem einen Monat Dezember 1927 nicht weniger als 105 Autounfälle, durch welche 110 Personen verletzt und 27 Personen getötet wurden. In Berlin betrug die Gesamtzahl der Verkehrsunfälle im letzten Jahre 21 926 (gegen 13 728 im Jahre 1926), wobei 144 Personen getötet und 9022 verletzt wurden. In Hamburg ereigneten sich im 1. Vierteljahr dieses Jahres 1681 Verkehrsunfälle, wobei 28 Menschen getötet und 813 verletzt wurden. In London kamen 1927 bei Straßenunfällen 1001 Menschen ums Leben. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind 1927 allein durch Autounfälle 26 618 Personen getötet und 798 700 Personen verletzt worden *). Solchen Zahlen gegenüber dürfte wohl kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß das Auto sich zu einer öffentlichen Gefahr entwickelt hat, der gegenüber wir einfach nicht länger schweigen dürfen.

Das ist das Mindeste, was wir da von den verantwortlichen Stellen und Behörden verlangen müssen, daß man einer solchen Gefahr gegenüber nicht länger die feige Vogel-Strauß-Politik treibt, sondern endlich einmal sich ernstlich bemüht, Größe und Umfang dieser Gefahr möglichst einwandfrei festzustellen: also *planmäßige Statistik* über das ganze Reich und gründliche Durcharbeitung des gewonnenen Materials. Auf keinen Fall kann es genügen, wenn nur in den großen Städten solche Statistiken geführt werden. Vielmehr bedürfen die Dörfer, kleinen Ortschaften und freien Landstraßen ebensosehr der Beachtung, zumal hier die Versuchung zu rücksichtslosem Fahren und damit zur Gefährdung der Anwohner und Wanderer aus verschiedenen Gründen (mangelnde Kontrolle, freie Straßen, geringere Gefahr für das eigene Fahrzeug) besonders groß ist. Hier scheint die amtliche Statistik noch ganz zu versagen!

*) Die Zahlen aus Berlin, Hamburg, London, Amerika, entnehme ich den „Sozialistischen Monatsheften“ vom Mai 1928, wo ein Artikel auf Seite 463 sich mit dem Problem der Gefahrenbekämpfung befaßt.

2.

Noch trauriger sieht es aus, wenn wir nun weiter fragen: **Was geschieht eigentlich zur planmäßigen Bekämpfung dieser Gefahr?** Man kann die üblichen Maßnahmen im großen und ganzen einteilen in drei Gruppen: 1. Verbesserung der Wege- und Verkehrsverhältnisse, 2. Belehrung des Publikums, 3. Gesetzliche Vorschriften und Kontrolle der Fahrer. Der Erfolg dieser Maßnahmen ist ein jämmerliches Fiasko *), für das wir als Oeffentlichkeit, in erster Linie aber die dafür verantwortlichen öffentlichen Behörden und Volksvertretungen den ungezählten Opfern die **Rechenschaft bisher schuldig geblieben sind.** Das anklagende Gotteswort: Wo ist dein Bruder Abel? hat damit eine furchtbare Gegenwartsbedeutung bekommen. Denn wer wollte behaupten, daß dieses alles unvermeidlich sei? Daß es bei dem gegenwärtigen Stande der kulturellen, wissenschaftlichen und technischen Entwicklung unmöglich sei, die Zahl der Unfälle auf ein normales Maß zurückzuführen. — Es fehlt nur an einem wirklich einheitlichen ernsten Willen der Gesamtheit, des Volkes und seiner Behörden! Dieser Wille ist geschwächt und durchkreuzt von der Anschauung, als sei das Autofahren auch heute noch in erster Linie „Privatangelegenheit der freien Staatsbürger", während doch die Erfahrung **täglich** beweist (und wie!!), daß wir es beim Autoproblem mit einer **öffentlichen Frage** erster Ordnung zu tun haben. Wir können die Autofrage ehrlicherweise nicht mehr ansehen als eine Frage, die sich nach dem Gesetz vom „freien Spiel der Kräfte" von selber reguliert, sondern mit einer Gefahr, die unter dem Deckmantel dieses scheinbar freiheitlichen Gesetzes gerade die persönliche Freiheit auf das Schlimmste bedroht. Das Auto ist das getreue Spiegelbild und ein Symbol des privatkapitalistischen, individualistischen Geistes, dessen Folgen wir noch auf so vielen anderen Gebieten heute so verhängnisvoll spüren.

3.

So komme ich zu dem Satz, der den Kern dieser Ausführungen bildet: **Das Auto ist — wie die ganze gegenwärtige Wirtschaftsordnung — zu einem sozialen Problem geworden** und ist im Begriff, sich zu einer **sozialen Not** auszuwachsen. Ein Blick auf zwei andere Verkehrswerkzeuge der Gegenwart wird diesen Satz nur noch bestätigen und deutlicher machen. Das Flugzeugwesen ist gewiß auch noch ein großes Problem — aber kein **soziales** Problem, weil es bis heute nicht die Allgemeinheit wesentlich und zwangsläufig berührt, sondern nur gewisse technisch und sportlich interessierte Kreise. Diese tragen auch allein das Risiko. Die Unfallbekämpfung reguliert sich daher hier im wesentlichen „von selbst", d. h. durch den reinen Selbsterhaltungstrieb. Auf der anderen Seite ist die Eisenbahn ein Verkehrsmittel, an dem die Allgemeinheit auf das Stärkste interessiert ist, und zwar zwangsläufig; die Eisenbahn ist eine **soziale** Angelegenheit erster Ordnung. Aber sie ist rein als Verkehrsmittel kein soziales **Problem** mehr — vielmehr ein glänzendes Beispiel dafür, wie man es verstanden hat, aus einem sozialen Problem eine **soziale Errungenschaft** zu machen. Das Risiko hinsichtlich der Finanzierung wie der Unfälle trägt voll und ganz die Allgemeinheit. Und sie **kann** es auch tragen. Denn durch das Zusammenwirken von technischem Fortschritt und zielbewußter Verantwortung der Allgemeinheit ist

*) In Berlin haben sich seit dem 1. April 1924 die Verkehrsunfälle verfünffacht, die Zahl der Getöteten und Verletzten etwa vervierfacht, während die Anzahl der zugelassenen Kraftfahrzeuge nur um etwas mehr als das Doppelte gestiegen ist (lt. „Soz. Monatshefte" a. a. O. S. 463).

es gelungen, dieses Risiko auf einen Stand herabzudrücken, der kaum höher ist, als das Gefahrenrisiko, das jeder Kulturmensch nun einmal als solcher täglich tragen muß. Demgegenüber ist das Auto noch ein soziales Problem. Der moderne Kulturmensch kann sich normalerweise — selbst wenn er es wollte — dem Autoverkehr und seinen Wirkungen nicht entziehen. Das Auto ist längst über das Stadium einer rein technischen oder sportlichen Angelegenheit hinaus, die nur auf bestimmte Kreise beschränkt wäre. Es berührt ganz wesentlich und zwangsläufig die Allgemeinheit des Volkes. Die Allgemeinheit trägt einen wesentlichen Teil des Gefahren- und Finanzrisikos *). Die Autounfälle fordern ihre Opfer eben nicht mehr bloß (wie etwa das Flugwesen) aus den Reihen der im engeren Sinne Interessierten, sondern zu einem ganz hohen Prozentsatz aus den Reihen des verhältnismäßig unbeteiligten und uninteressierten Publikums. Aus dem mir gerade vorliegenden Material aus der „Nürnberger Zeitung" ergibt sich z. B., daß nicht ganz die Hälfte der verunglückten Personen „Unbeteiligte" waren. Von den 27 Getöteten waren sogar nicht weniger als 19 völlig Unbeteiligte (Passanten, Kinder). Das sind erschreckende Zahlenverhältnisse, an deren Beachtung und weiterer Erforschung die Allgemeinheit doch wohl ein ganz dringendes Interesse hat — wenn sie sich überhaupt gegen den berechtigten Vorwurf der Verantwortungslosigkeit endlich wehren will. Das Problem liegt eben darin, daß die Allgemeinheit zwar einen großen Teil des Risikos trägt, aber bis heute noch nicht gewagt hat, auch einen der Größe des Risikos entsprechenden Teil der Verantwortung zu übernehmen.

Ein soziales Problem, dessen Bitterkeit gelegentlich ins Unerträgliche sich steigern kann, liegt auch insofern beim Auto in ganz besonderem Sinne vor (ähnlich wie beim Alkoholproblem und bei der Wohnungsnot), als ja den größten Teil des Risikos und des angerichteten Schadens der sozial und wirtschaftlich schlechter Gestellte tragen muß — und zwar grundsätzlich, weil er bzw. seine auf die Straße angewiesenen Kinder bei jedem Zusammenstoß in ungleich höherem Maße als der Autofahrer selbst an Leib und Leben gefährdet sind. Auf alle Fälle hätte eine aus sozialer Verantwortung hervorgehende amtliche Statistik ihr Augenmerk auch auf diesen Punkt zu richten. Bei der jetzigen Handhabung des Autoverkehrs kann sich dem, der diese Zustände auch von dieser Seite her einmal betrachtet und durchschaut, tatsächlich die bittere Anklage aufdrängen, die ein Bundesbruder aus Karlsruhe in die Worte faßte: „Ich bin der Ansicht, daß die Regierungen hier schon eingeschritten wären, wenn ihre einzelnen Mitglieder nicht selbst im Auto sitzen würden". Es sind meistens „nur Proletarierkinder", die man ihren Eltern zerquetscht in das Haus bringt, was scheinbar noch nicht genügt, um die Verantwortung der maßgebenden Stellen und die Gewissen wachzurütteln. Auch Käthe Kollwitz, die Berliner Künstlerin und Weckerin sozialer Verantwortung, hat mit einer grausigwahren Zeichnung („Ueberfahren") in diese dunklen und für unsere Gegenwart tief beschämenden Zusammenhänge hineingeleuchtet.

4.

Wie wenig man sich bei uns in Deutschland an verantwortlicher Stelle noch über diese Zusammenhänge klar ist und wieviel noch gelernt werden muß, bis wir unsere soziale Verantwortung begriffen haben, beweist u. a. die Tendenz

*) Daß dies letztere auch der Fall ist, dürfte feststehen. Zu untersuchen, in welchem Maße und in welcher Weise die Allgemeinheit durch das Auto finanziell belastet wird, wäre eine verdienstvolle volkswirtschaftliche Aufgabe.

der bisherigen Gefahrenbekämpfung, die den rein technischen Maßnahmen (Verbesserung der Wege- und Verkehrsverhältnisse, Belehrung des Publikums) das entschiedene Uebergewicht gibt, während man mit der Einschränkung der Autofreiheit noch allzu zaghaft (fast als hätte man ein „böses Gewissen“ dabei) verfährt. Man folgt hierin lieber dem Beispiel Amerikas, das ja grundsätzlich dem einzelnen Staatsbürger die größtmögliche Freiheit gewährt, ihn freilich auch beim Mißbrauch dieser Freiheit um so schärfer zur Verantwortung zieht. Vor allem aber — und das scheint mir der Hauptgrund zu sein — fürchtet man den Widerstand der Autointeressenten, die natürlich jede Verschärfung der gesetzlichen Maßnahmen von vornherein als unberechtigten Eingriff in die „persönliche Freiheit“ bekämpfen, ja es oft genug als eine Zumutung ablehnen, wenn die bestehenden gesetzlichen Vorschriften (z. B. über Höchstgeschwindigkeit) wirklich gelegentlich wirksam kontrolliert werden. Sehr bezeichnend scheint mir in dieser Hinsicht eine Gerichtsverhandlung zu sein, die laut „Lübecker Anzeiger“ im Oktober 1927 vor einem Amtsgericht stattgefunden hat, in deren Verlauf ein gewissenhafter Polizeikommissar, der eine große Zahl Autofahrer zur Anzeige gebracht hatte, sich den indirekten Vorwurf einer automobilfeindlichen(!) Haltung zuzog und der Sachverständige die Forderung aufstellte: „Die Beamten sollen auf Rechtsfahren und auf richtige Lampen achten und im übrigen die Wagen laufen lassen!“

5.

Aber leider ist es nicht nur der Widerstand der Autointeressenten im engeren Sinne, der einer schärferen gesetzlichen Regelung Hemmungen bereitet, sondern einen großen Teil der Schuld trägt die öffentliche Meinung selber, das nichtautofahrende Publikum — also wir selber. Es ist doch für jeden, der sich einen einigermaßen objektiven Blick bewahrt hat und ein Gefühl für Menschenwürde und die Würde menschlicher Beziehungen, einfach erstaunlich, zu sehen, mit welch rührender Geduld die lieben Mitmenschen — auch wenn sie sonst gar nicht so geduldig und friedlich sind — immer wieder auf die Seite springen, stehen bleiben, vom Rade steigen und wieder hinaufklettern und Staub schlucken — gerade als wäre dies das Selbstverständlichste von der Welt und schließlich nur eine notwendige Askese und leibliche Bereitung auf den „großen Tag“, da man selber zu den Auserwählten gehört, die nunmehr auf Menschenwürde und Menschengemeinschaft — — „hupen“ dürfen. Wahrlich, in mehr als einer Beziehung hat Ragaz *) recht, wenn er in grimmigem Humor dies ganze Gebaren mit einem modernen Götzendienst vergleicht. Und es mag einem künftigen Religionshistoriker und Erforscher primitiver Religionen vorbehalten bleiben, diesen Vergleich einmal wissenschaftlich zu erhärten. Aber der Humor vergeht einem, und der kalte Grimm bleibt, wenn man die Folgen dieser katzbuckelnden Autoverehrung sieht, indem z. B. nach einem Bericht über einen ganz besonders erschütternden Todesfall durch Autoüberfahren die Zeitung keine andere Folgerung daraus zu ziehen weiß, als die Mahnung: „die Fußgänger mögen sich daraus eine Lehre ziehen, in Zukunft noch vorsichtiger zu sein!“ Das entspricht in der Tat heute noch der Stimmung in weiten Kreisen des Publikums: eher sich Unglaubliches bieten lassen, als dem heiligen Vorrecht des Autos nahe treten! Was mich am meisten wundert, ist, daß auch die sozialistische Presse bisher keine wesentlich andere

*) A. a. O. „Neue Wege“.

Haltung einnimmt und sich auch so geduldig mit diesen Zuständen abfindet, die doch den kapitalistischen Geist in Reinkultur offenbaren. Auch ein Artikel, wie ich ihn gerade bei Abfassung dieses Aufsatzes zu Gesicht bekomme, gehört bisher leider noch zu den seltenen Ausnahmen. Es heißt da*) unter anderem: „Bis jetzt haben sich aber leider sehr wenig Stellen gefunden, die einer zügellosen Entwicklung des Verkehrs auf den Straßen der Stadt Bremen irgendwelche Hemmungen auferlegen. Im Gegenteil, man sieht der verrückten Entwicklung des Straßenverkehrs gelassen zu und hat nichts dagegen einzuwenden — — —", und ein paar Zeilen weiter wird — man höre! — wirklich die Feststellung gemacht, „daß es doch an der Zeit ist, energisch durchzugreifen, vernünftigere Verkehrszustände im Straßenverkehr herbeizuführen".

Hoffen wir, daß diese Einsicht recht bald Allgemeingut unseres Volkes werde und daß unter dem Druck dieser Einsicht Taten, d. h. Gesetze, geschmiedet werden, die wieder von Verantwortung und Willen zur Gesundung zeugen. Wir von der Jugendbewegung sollten auch hier an die Spitze treten, wie in so manch anderem Kampf, und unsere Ehre darein setzen, wieder einmal das erwachende Gewissen eines schlafenden Volkes zu sein.

Gustav Rauterberg.

Neues Wohnen.

Es macht uns, als jungen Menschen, weniger Schwierigkeiten, „Neues" schlechthin als Gegebenes hinzunehmen und zu verarbeiten, als das „Neue" aus einer gesamten geistigen Wandlung heraus zu verstehen. Die furchtbare Tragik in der Jugendbewegung liegt eben auch darin, daß sie eine Zeit ablehnte, ablehnen mußte, die in einer völligen Verflachung und Materialisierung sich verströmte, und daß sie ihre Zuflucht nur nehmen konnte in rückschauender Romantisierei, anstatt durchzustoßen zu ganz neuer, aber wirklicher neuer Lebensgestaltung!

Und nun sehen wir, wie gleichsam von außen, besonders auf dem Gebiete der Baukunst, Neues an uns gebieterisch herantritt, ohne daß wir als die eigentlichen „Neuen", als die wir uns doch fühlten, Anteil haben oder Verwandtes empfinden. Es gilt, die geistige Wandlung, die hinter all dem steht, wirklich zu begreifen und unter Sinnanwendung unserer erarbeiteten Stellungnahme zu den Dingen des Lebens zu durchdringen! —

Was geht auf dem Gebiete des neuen Wohnbaues vor sich? Daß sich hier, wie auf dem Gesamtgebiet baukünstlerischen Schaffens, Wandlungen vollziehen, wissen wir aus Zeitschriften und Büchern, das sehen wir bereits hier und dort an äußeren Erscheinungen: an Industriebauten, an Spezialbauten, an Wohnbauten. Hier läßt sich Neues förmlich greifen, nachbilden und beschreiben. Das bedeutet aber bestenfalls eine Deutlichmachung, aber absolut noch keine Deutung des Problems, keine Antwort auf unsere Frage. Mit Bezug auf Industriebau und Kontorhausbau und dergleichen finden wir uns rein gefühlsmäßig mit dem „Neuen" ab, verstehen vollkommen, daß eine ganz auf eine Sache, auf einen Zweck eingestellte Aufgabe, rein sachlich und gänzlich zweckhaft gelöst werden muß. Mit Bezug aber auf den Wohnbau, als auf eine höchst individuelle Angelegenheit, können wir rein gefühlsmäßig nicht ohne weiteres Ja sagen zu der neuen „Sachlichkeit".

*) „Vegesacker Volkszeitung" vom 3. Juli 1928.

Aber es wird trotzdem von uns Entscheidung gefordert. Der individuelle Gestaltungsfimmel in der Jugendbewegung wird hier hart mitgenommen.

Wir wissen, daß eine vergangene Epoche sich schwer versündigte durch Nichterkennung der Wohnbedürfnisse unseres Volkes, durch Mangel eines sozialen Verantwortungsgefühls.

Wir wissen, daß gerade unsere Zeit hier Ungeheures nachzuholen hat, und weitgehendst bemüht ist, begangene Fehler wieder gut zu machen. Wir wissen, daß auf dem Gebiete der Technik Fortschritte von ungeahnter Bedeutung gemacht sind, die gerade für den Wohnbau in vielfacher Hinsicht nutzbringend sein werden. Wir wissen, daß eine Reihe neuer Werkstoffe, Eisenbeton, Glas, künstliche Steine und Platten, uns neue Möglichkeiten des Bauens geben.

Wir wissen weiter, daß unser ganzes Leben eingespannt ist in einen Mechanisierungsprozeß, aus dem es kein Entrinnen gibt. Wir ahnen dunkel, daß dieser Prozeß durchgekämpft werden muß und daß nur in einer vollkommensten Mechanisierung auch Befreiung von ihr liegt. Davon ist kein Gebiet ausgeschlossen, am wenigsten ein mit der Technik so eng verknüpftes Gebiet wie das der Baukunst.

Hier macht sich die Mechanisierung gleichsam Luft in Dingen, wie Typisierung, Normung usw. — Das Wort von der Rationalisierung im Bauwesen ist kein Schlagwort, sondern eine ernste Angelegenheit. — Eines vorausgestellt: Die Rationalisierung ist nicht das Letzte, das zu tun übrig bleibt. In seiner Eröffnungsansprache zur Stuttgarter Werkbund-Ausstellung sagte der Architekt Mies van der Rohe: „Das Problem der Rationalisierung und Typisierung ist nur ein Teilproblem. Rationalisierung und Typisierung sind nur Mittel, dürfen niemals Ziel sein!" —

Doch bleiben wir ein wenig bei der Sache selbst. Was wir unter Rationalisierung zu verstehen haben, darf wohl zum mindesten als gefühlsmäßig klar angenommen werden. Unsere Gesamtwirtschaft arbeitet darauf hin, zu rationalisieren, d. h. in kühler Ueberlegung und Nachrechnung das herauszuarbeiten, was sich schließlich eignet zur Massenherstellung und Massenverwendung, was geeignet ist, die Einzelleistung sowohl wie auch die Gesamtleistung in qualitativer Hinsicht zu vervollkommnen und in volkswirtschaftlicher Hinsicht zu verbilligen.

Man begegnet allzu häufig folgender Ansicht zu dieser Frage: Rationalisierung auf dem Gebiete der Technik, in jeder Form, wo es nur sei: herrlich! Rationalisierung im Bauwesen, im Wohnungsbau, Rationalisierung unseres persönlichsten Anliegens: der Gestaltung unserer Wohnräume? Man denke sich das zu Ende! Wo bleibt denn dort aller kulturelle Fortschritt, jede persönliche Entwicklungsmöglichkeit? Die armen Kinder, die in solchen Häusern aufwachsen müßten. Und ein grauenhaftes Gespenst — das man in Ermangelung eines besseren Namens „Wohnungsmaschine" nennt — greift mit dürren Armen nach unserer Seele. Ein bekannter Fachmann sogar schreibt in einer Bauzeitung zu der „neuen Sachlichkeit", zur Rationalisierung im Wohnbau, in lebhaften Worten: „... mit radikalem Fanatismus ist alles Hergebrachte vermieden, jeder Wandschmuck verpönt und auch auf jede Wohnlichkeit in jeder Form, jede Raumbildung, die Ruhe oder Harmonie vermitteln könnte, verzichtet. Wer diese Wohnungen mieten will, muß alle Brücken hinter sich abbrechen. Für irgendwelches Erbgut ist kein Raum vorhanden. Für dieses Himmelreich gilt der Spruch: „Verkaufe alles, was du hast, und gib es den

Armen", sonst kann man in dieses Haus nicht ziehen. Mit Ausnahme des Dachgartens, wo an der Schönheit von Blumen und Himmel eben nichts zu ändern ist, verbindet das Haus mit der Engigkeit und Brutalität eines Zuchthauses die röhrenstarrende Nüchternheit eines dunkelwandigen, ungepflegten Maschinenraumes und die hygienische Spülsteinstimmung einer Molkerei..." Und er ist ja nicht der Einzige, der so denkt! Machen wir uns die Sachlage klar: wann hätten wir uns selbst nicht einmal ertappt bei ähnlichen Gedanken an unsere zukünftigen Behausungen? Wir glauben am „weitesten" zu sein, wir dünken uns fortschrittlich, vertreten vielleicht die „neue Sachlichkeit", reden von dem neuen Geschlecht und singen von der neuen Zeit, aber wir können ja gar nicht Ernst mit den Ideen machen, weil uns der Ernst fehlt, sie im Zusammenhang mit allen anderen Fragen des Lebens zu sehen. Wir sind angefüllt bis zum Uebermaß mit allen möglichen Dingen. Wir überbieten uns förmlich in der Erfüllung sogenannter sozialer Pflichten, wir geben uns die erdenklichste Mühe, in politischer Hinsicht voll verantwortlich zu handeln, wir versuchen in Weltanschauungs- und Bildungsfragen neue Werte zu erlangen, aber es wird kaum ein Versuch gemacht, alle Einzelprobleme unter einem großen Gesichtspunkt zu erkennen.

Das will hier heißen: Wer die sich auftuenden Möglichkeiten technischer, konstruktiver und gestaltungsmäßiger Neubildungen auf dem Gebiete des Wohnbaues nicht als den Ausdruck einer Gesamtwandlung ansehen kann, wird das Neue als solches nie begreifen, und wer schon die Berechtigung von Fragen dieser Art, wie sie zur Sprache stehen, ablehnt, über den muß die Zeit hinwegfegen und von seinem Dasein keine Notiz mehr nehmen! —

Das aber ist die grundlegend andere Auffassung des Problems, die durch die Zeitenwende, in der wir stehen, bedingt ist: Es handelt sich doch nicht mehr nur um Befriedigung individueller Bedürfnisse und um Gestaltung individuellgebundener Einzelerscheinungen, sondern um die Lösung von Kollektiv-Aufgaben und um die Gestaltung sozialgebundener Gesamterscheinungen, auch da, wo es scheinbar um persönlichste Dinge geht, da erst recht! —

Die grundlegenden Wesenswandlungen einer ganzen Zeit werden durch die Sprache, die an alle Ohren klingen muß, durch die Sprache der Architektur offenbart! Wehe denen, die in Verkennung dieser hohen Aufgabe ihre Aemter mißbrauchen, wehe den Architekten, die in diesem „Neuen" eine willkommene Mode sehen, ihre abgeflaute Bauerei zu neuer Blüte zu bringen! Und wehe denen, die von der Notwendigkeit „Neuer Sachlichkeit" reden, ohne ihre Tendenzen verstanden zu haben, ohne mit dem Herzen dabei zu sein. —

Adolf Behne schildert in seinem sehr beachtenswerten Buche „Neues Wohnen — Neues Bauen" *) die augenblickliche Lage, wenn er in bezug auf die Architekten schreibt:

„Aber darin scheiden sich eben die Geister. Sehen wir von der großen Masse jener Architekten ab, die kein höheres Ziel kennen, als den üblichen Trott fortzusetzen, so glauben unter jenen, die überhaupt den neuen Ideen zugänglich sind, die einen, daß eine neue Form, die äußerlich mit den Formen der Maschine, z. B. des Flugapparates oder der Turbine, Verwandtschaft zeigt, schon die Lösung der Aufgabe: „Neues Bauen" sei. Während die wahrhaft zur Führung Berufenen mit solchem Glauben vielleicht begannen, aber tiefer bohrend mehr

*) Adolf Behne, Neues Wohnen — neues Bauen, Prometheus-Bücher, Hesse & Becker, Verlag, Leipzig 1927.

und mehr erkennen, daß diese neue Form etwas Aeußerliches bleiben muß, solange ihr nicht eine neue Basis geschaffen ist."

Behne packt auch in dem gleichen Buch den Kern des Problems an: „Nur denjenigen neuen Formen, die logische Folge und Ausstrahlung einer neuen Lebensführung und -haltung sind, vermag diese Richtung Notwendigkeit, Lebendigkeit, Entwicklungsfähigkeit und damit Dauer zuzuerkennen ..."

Um der ernsten Sache willen, um die es geht, darf man nicht allzuleicht von „Neuer Lebensführung und -haltung" sprechen.

Mögen wir besonders vor einer Baukunst bewahrt bleiben, die sich dünkt neu zu sein auf Grund sogenannter „Neuer Lebensführung" und die darunter nichts anderes versteht als ein neues Verhältnis zur Technik!

Das hat aber durchaus nichts mit neuer Lebenshaltung zu tun! Wir haben sogar leider feststellen müssen, daß in manche neue Wohnung, die mit aller Rationalisierungskunst und technischer Erfindungsgabe gebaut wurde — ich denke jetzt nicht an Kleinsiedlungen oder Massenwohnungen, sondern gerade an das Einzelhaus —, daß in diese neuen Häuser, trotz allen Neuseinwollens, die ganze bürgerliche Dekadenz unserer Tage mit Einzug gehalten hat. Derartige Feststellungen sind einem schmerzlich, und man ist leicht geneigt, die „neue Baukunst" unter die Reihe der mancherlei Verfallserscheinungen zu stellen.

Jedoch hören wir auch andere Klänge aus dem neuen Schaffen und Suchen der Baukunst. Wenige erst formulieren diese „neue Basis" und wenige erst versuchen, nach dem Letzten zu forschen, das hinter der ganzen Bewegung steht.

Behne fragt an einer Stelle: „... Wie müssen wir bauen, um dem neuen Menschen, dem Menschen sozialer Gemeinschaftsgesinnung, Möbel und Wohnung, Haus- und Arbeitsraum zu schaffen, die seiner neuen Lebenshaltung, seiner neuen Stellung von Mensch zu Mensch entsprechen —?" „Das Kennzeichen des modernen Menschen ist Offenheit, Vertrauen, Einfachheit..."

Wir spüren hinter diesen Worten deutlich, daß ihm die Fragestellung ernst ist, wir spüren das Gesunde jener neuen Basis und das Ringen, darauf zu bauen. Nur scheint der Weg, der hier gezeichnet ist, noch nicht genügend vorzudringen. Es gilt mit dem Begriff „Neuer Mensch" nicht etwa nur, wie es verstanden werden könnte, eine neue Menschlichkeit zu propagieren, sondern vielmehr ein neues Menschentum erstehen zu lassen, das dann erst Träger einer neuen Baukunst sein kann!

Auch der Mensch wandelt sich. Es gilt in der neuen Lebensführung nicht mehr das Sich-durchsetzen-wollen des Einzelnen, sondern das Sich-unterordnen, nicht mehr die Veräußerlichung, sondern die Verinnerlichung, die Offenheit, die Einfachheit, die Wahrhaftigkeit! Kurz: sinnvolle Lebensführung und Lebensgestaltung!

Soviel zum Grundsätzlichen. Ich sagte schon, man kann schlechterdings nicht von neuer Raumgestaltung sprechen, ohne sich die gegebenen Gestaltungskräfte vorgezeichnet zu haben.

Es steht fest: wenn man weiß, um was es letzten Endes in dieser Zeit geht, wird man die neue Baukunst weder als den Ausdruck einer gesteigerten Technisierung, noch als ein Hindernis auf dem Wege zur Entfaltung der Persönlichkeit betrachten können.

Gewiß spielt die Technik eine außerordentlich wichtige Rolle und ihr Einfluß auf die Gestaltung unserer Wohnräume ist ungeheuer. Das Wichtigste aber

bleibt, daß wir diese so reichhaltige Technik uns zur Erfüllung der mancherlei neuen Lebensbedürfnisse ganz zu Dienst machen. So werden Mechanisierung, Rationalisierung, Normung und Typung als wesentliche Faktoren der Raumgestaltung an sich dazu dienen müssen, dem neuen Menschen die neue Raumgestaltung zu ermöglichen. Es wird sich nicht allein darum handeln, sozial und hygienisch einwandfrei zu bauen, es wird sich nicht allein darum handeln, praktisch und billig zu bauen, sondern darum, uns durch diese Voraussetzungen des neuen Bauens frei zu machen von den Bindungen an die Dinge selbst. Die Rationalisierung und ihre Folgen haben wir nicht zu fürchten. Eher fürchten wir eine unvollkommene Rationalisierung. Denn wir sehen, daß die umfassendste Rationalisierung uns erst in den Stand setzt, wirklich das zu gestalten, worauf es ankommt: den neuen Raum.

Der Raum, der uns ermöglicht, die „Neue Sachlichkeit" in ihm und mit ihm wirken zu lassen.

Neue Sachlichkeit bedeutet dann keine rein technische Angelegenheit mehr, sondern sie versinnbildlicht einen neuen objektiven Willen des Menschen, durch eine neue Raumgestaltung ein Symbol seines Daseins zu haben!

Gerhard Langmaack, Architekt, BDA.

Aussprach:

Eine Lücke in der Gruppenarbeit!

Mit wohltuender Frische griff das Maiheft von „Unser Bund" in die praktische Arbeit der Jugendgruppen. Nur eine Aufgabe muß noch mit aller Schärfe in den Vordergrund gestellt werden, die Helfer- und Führerfrage.

Es darf keine Jugendgruppe ohne Junghelfer geben. Das ist ein Grundsatz aus der Anfangszeit unseres Bundes, der sehr zum Nachteil der Gruppen- und Bundesarbeit noch nicht durchgeführt ist. Die Forderung, Junghelfer in die Gruppen zu stellen, stammt von Walter Classen. Als er „Vom Lehrjungen zum Staatsbürger", „Zucht und Freiheit", „Fritjof Reimarus" schrieb, gebrauchte man andere Worte, aber die Aufgabe der Jugendgruppe, Junghelfer zu stellen, war richtig gesehen in Hamburg wie in Frankfurt a. M. Hier schrieb in derselben Zeit der Sekretär des Wartburgvereins sein in der Erziehung von Junghelfern erprobtes kleines Lehrbuch „Allzeit bereit", aus dem weit über Frankfurt hinaus viele dankbar gelernt haben. (Heute nicht mehr verwertbar.)

Jene beiden grundverschiedenen Jugendkenner wußten, daß schon bei den über 17 Jahre alten verantwortungsbereite Menschen sind, deren Freudigkeit und Hingabe an die Bundesgedanken wächst, wenn ihnen Dienst aufgetragen wird. Es sind die lebendigsten, aber sie können auch ganz stille sein; in jedem Fall junge Menschen, die in sich fühlen: „Du hast einen Platz auszufüllen!" Früher hatte man Vorstandsämter für sie, heute, nach den Erkenntnissen der Jugendbewegung, betonen wir schärfer ihre innere Verantwortung und Führungsaufgabe. Solche Junghelfer stehen ihrer Gruppe an Alter, Herkommen, Arbeitserfahrung näher als der Pfarrer und können eine große Bedeutung für den Gruppenzusammenhalt und den Geist des Bundeslebens gewinnen; zugleich wecken sie in den Vierzehnjährigen, die innerlich schon eine

Ahnung vom Eigenleben fühlen, den Trieb, sich zusammenzuhalten und auch einmal verantwortungsvoll dienen zu können. Der ältere Vereinsleiter, in unserem Bunde meist der Pfarrer, der heutzutage von einer viel größeren Fülle von Gemeindearbeit bedrängt ist, wird durch die Junghelfer von Einzelkram entlastet und für die Hauptaufgabe frei: dem Bundesabend seiner beiden Altersgruppen den förderndem geistigen Inhalt zu geben. Denn diese Aufgabe geht über das Können der ihren Kameraden zu nahe stehenden, selber im inneren Werden unruhigen Junghelfer hinaus.

Lauter Selbstverständlichkeiten, sagst du. Und doch werden sie in unserem Bund nicht in ihrer Tragweite beachtet. In den Gruppen, die keine Junghelfer erziehen, gibt es auch in späteren Jahren keine Jungführer. Die Jugendbewegung hegte den stürmischen Glauben an geborene Führer. Wir sind bescheidener, auch der zum Führer Begabte muß lernen und sich in vielen Fragen und in tüchtigem Können schulen.

Wo keine Jungführer sich der Gruppe annehmen können, bleibt die gesamte Jugendarbeit am Pfarramt hängen. Es wird unserem Bund so oft aus den Reihen der Jugend entgegengehalten: Ihr seid Pastorenbund! Das ist gewiß nicht im Sinne der Pfarrer selbst, die nichts anders wollen, wie der gesamten Jugend ihrer Gemeinde dienen, auch der Turn-, Sport- und gewerkschaftlichen Jugend und vor allem der Jugend, für die nur die Straße da ist. Es ist für den Pfarrer nicht erwünscht, durch den Vorsitz in „seinem" Jugendverein einseitig festgelegt und abgestempelt zu sein. Darum wäre ein großer Fortschritt im Gemeindeleben, wenn unsere BdJ.-Gruppen unter der Leitung von Jungführern stünden, die, aus den „Aeltesten"-Kreisen (über 25 Jahre) unserer BdJer stammend, als Glieder der Gemeinde sich der Gemeindejugend annehmen.

Die C. V. j. M. sind im Anschluß an ihre Geschichte, die sie besondere Wege neben den Jünglingsvereinen geführt hat, in den letzten Jahren immer bewußter den hier angedeuteten Weg gegangen. Sie haben, unabhängig von dem mitarbeitenden Pfarrer, ihr eigenes Gepräge auch in der örtlichen Oeffentlichkeit. Es wäre für unseren Bund ein Gewinn, wenn seine Ortsgruppen zum Teil unabhängig vom Wechsel im Pfarramt dastünden. Ich bin überzeugt, auch unsere Art würde sich in der Oeffentlichkeit behaupten und sich, getragen durch die Jugend selbst, Straße auf und ab volkstümlich bekannter machen als jetzt. Bei Jungführern, die verantwortlich auch für den Geist der Gruppe sind, würden die Linien dessen, was Bundesart und -wille ist, schlichter und damit werbekräftiger.

Und noch weiter hinaus sehe ich. Es ist Tatsache, daß viele in der Arbeiterbewegung stehende Führer einst frohe Mitglieder in den Jünglingsvereinen gewesen sind. So war es wenigstens in der alten Generation vor dem Kriege. Sollte nicht auch jetzt auf solche, die als Junghelfer angefangen haben, dann Jungführer und Gruppenleiter gewesen sind, die durch jahrelange Verantwortung geschult sind, die Aufmerksamkeit der Arbeitskollegen sich richten im Arbeiterrat, in Gewerkschaft und Genossenschaft, in vielem kleinen und großen Dienst für andere, und in der Kirchengemeinde (Clemens Schultz), im Wohlfahrts- und Fürsorgedienst? Und ich bin auch darin frohen Mutes; unsere Geistesart ist so, daß auch im heißen Kampf des öffentlichen Lebens, in den bitteren Nöten des Standeskampfes der Arbeiterschaft sie standhalten und Frucht tragen wird.

Aber wohin bin ich gekommen! Von der Gruppenarbeit wollte ich reden. Aber es ist so: wo Gruppenarbeit mit ganzem Ernst und ausschließlichem Blickpunkt für das, was die Gruppe braucht, geleistet wird, wächst sie über die Gruppe hinaus. Jede ohne Seitwärtsschielen, ohne Nebenabsichten ganz getane Arbeit trägt Frucht über den engen Rahmen hinaus.

Um das Junghelfertum geht's mir zunächst, um nichts anderes. Aber um dieses auch mit ganzem Ernst.

Es darf keine Gruppe im Bund mehr geben, in der nicht regelmäßig alle Jahre oder alle zwei Jahre ein Lehrkursus für Junghelfer gehalten wird. Natürlich können die Gruppen eines Gaues zusammen solchen Kursus halten. Erst dann haben Führerlehrgänge der Landesverbände tieferen Erfolg, wenn vorbereitete Junghelfer zu solchen entsandt werden.

Der Bund hat die unabweisliche Aufgabe, solche Junghelferausbildung zu fördern durch ein Blatt „Der Jungführer". Dies Blatt hat ebenso wie die Ausbildungskurse in den Gauen nach zwei Seiten hin zu dienen: erstlich nach der Seite der persönlichen Erziehung der Junghelfer, ich denke an eine Arbeit, wie sie in der Zeit der Jugendbewegung für die katholische bewegte Jugend in vorbildlicher Art der Jesuitenpater von Dunin-Bortowski in seinen Büchern geschenkt hat. Zum anderen muß das Blatt Hilfe für allerlei äußeres Können bringen, das in die Jugendgruppen Anregungen mannigfachster Art hineinträgt.

Vorab aber kommt's darauf an, daß jede Gruppe im Bund willig wird, Junghelfer zu stellen, und daß der Gruppenleiter oder der Gau die Mehrarbeit auf sich nimmt, einen Schulungskursus für Junghelfer einzurichten.

Darf ich zum Schluß noch eine Hoffnung aussprechen? Für jede Bundesleitung, nicht nur in unserm Bund, ist entscheidend, ob in den Ortsgruppen je ein Mensch ist, der restlos mitarbeitet und zusammenhält. Wenn in unserm Bund die einzelne Jugendgruppe sich immer wieder auf ihren Pfarrer verläßt, wird die Jugend selbst stumpf und gleichgültig. Gruppen, die sich selbst überlassen sind, leisten oft an äußerlichen Arbeiten viel regere Tätigkeit als die freundlich bevaterten Gruppen. Wenn unsere Ortsgruppen die richtigen Jungen und Mädel als Junghelfer in die Arbeit stellen, kann die Bundesgeschäftsstelle mancherlei große Bundesanliegen viel schneller und sicherer mit allen Gruppen erledigen: der Junghelfer ist sorgsam, eifrig, pünktlich. Zum Beispiel Vorbereitung eines Bundesopfertages oder eine besondere Sammlung für das Gehalt des Bundeswartes oder Vorbereitung eines Bundeszeltlagers oder Ueben neuer Lieder, die im Bund bekannt werden sollen und den ganzen Bund neu verbinden — all solche notwendigen Bundesanliegen kommen durch die richtigen Junghelfer ins rechte Gleis.

Sind das Träumereien eines Geistersehers? Ganz gewiß nicht! Ich denke dankbar zurück an die Anfangszeit des Bundes, als „Die Treue" die Leserzahl 3000 erreicht hatte, also schon eine ganz beträchtliche Zahl — damals nur Jungen — zum Bund schaute, noch weit zerstreut über die deutschen Gaue; damals war Pünktlichkeit und freudige Mitarbeit in allen Gruppen. Sollte bei 20 000 solche Freudigkeit nicht mehr wie die Sonne die Bundesarbeit durchwärmen? Junghelfer heraus! Paul Roese.

Die deutsche Frauentagung in Köln.

Unter dem Leitwort „Wesen und Wirkung weiblicher Kulturschöpfung" stand die Frauentagung in Köln, die in drei Tagen, vom 26.—28. Juni, durch Vorträge, gesellige Zusammenkünfte und eine Festaufführung Deutung und Beleuchtung der Abteilung „Frau und Presse" der Internationalen Presseausstellung geben wollte.

„Uns hat der Gedanke zusammengerufen, daß Frauenwollen einströmen muß in die Gestaltung des Lebens und der Kultur". Aus allen Richtungen Deutschlands und aus dem Ausland waren die Frauen herbeigeströmt, jung und alt, Hausfrau und Berufsfrau, so daß der lichte, gewaltige Holzsaal im großen Messehause dicht gefüllt war von mehr als 6000 Frauen. Der Jugend, als der zukünftigen Fackelträgerin der Ideen der Frauenbewegung, war der größte Raum gegeben, von jeder Schule im Reich hatte man zwei Primanerinnen eingeladen, dazu die Vertreterinnen der Jugendbünde und Mädchenseminare. Das Charlottenburger Jugendheim und der Verband weiblicher Handels- und Bureauangestellter schickten einen ganzen Waggon vierter mit jungen Angestellten und Seminaristinnen. Das brachte einen hellen, jugendfrischen Ton in den Ernst der Tagung. Vor Beginn der Tagung schob und drängte man sich, die Führerinnen Helene Lange, Gertrud Bäumer zu sehen und die Künstlerinnen Ricarda Huch, Käthe Kollwitz, Agnes Miegel, Anna Schieber und die Frauen des Auslandes, deren Namen einen besonderen Klang für uns haben. Elsa Brandström, die Mutter der Kriegerwaisen, Mathilde Wrede, der Engel der Gefangenen, Elisabeth Gallison, die die Quäkerhilfe für deutsche Kinder leitete. Erst als die Orgel ertönte, ging alles an seinen Platz. Nach einem kurzen, warmen Begrüßungswort durch Frau Oberbürgermeister Adenauer ergriff Gertrud Bäumer das Wort zu ihrer Rede über „Die weibliche Bestimmung im Wandel der geschichtlichen Lebensformen". Durch ihren leidenschaftlichen Ernst zog sie die 6000 Hörerinnen ganz in den Bann der großen Linie, die sie als roten Faden in allem Frauenstreben der Jahrhunderte aufwies. Es gelang ihr meisterhaft, „aus kleinem Mosaik die große Form zu bauen", aus den Einzelfragen pädagogischer, sozialpolitischer, beruflicher Art die Grundidee herauszuschälen, die die anscheinende Zersplitterung in Frauenwirken und Frauenleistung eint.

Die primitivste Kultur- und Religionsstufe, so führte sie aus, unterwirft sich dem kosmischen Geschehen, verehrt in der Erde den allgebärenden Mutterschoß und das irdische Weib als Sinnbild der Allmutter Erde. Leben und Mythos sind eins. Damals ist die Frau mit staatsbildend und staatgestaltend, und aus ihrem Muttertum heraus entsteht auch der Gedanke der Brüderlichkeit unter den Menschen.

Eine andere Weltperiode beginnt, gedeutet in einer Legende, die Augustin erzählt: „In Athen entsprang ein Quell und erblühte gleichzeitig ein Oelbaum, und das Orakel antwortete auf Befragen: ihr sollt euch für Athene oder Poseidon entscheiden. Und in der Abstimmung der Bürger und Bürgerinnen siegt Athene mit einer Stimme Mehrheit. Da überschwemmt der zornige Meeresgott die Stadt, und die Männer von Athen bestrafen die Frauen, ohne daß ihnen Athene zu Hilfe kommt: die Frauen verlieren das Recht der Wahl, das Recht, ihren Namen ihren Kindern zu vererben, das Recht, sich Athenerinnen zu nennen — fortan sind sie nur noch Frauen ihrer Männer, fern der Akademie,

fern dem Gerichtshof, fern dem Staate. An die Stelle der naturgebundenen, mutterverehrenden Weltanschauung ist die rein geistige getreten, die allein der Mann vertritt, die Frau hinter sich lassend.

Das Christentum bringt einen neuen Wandel der Weltanschauung. Der Sinn des Lebens ist nicht mehr abhängig von Mann oder Weib, von Zeugen und Tragen, er löst sich von der Naturgebundenheit und wird verlegt in eine jenseitige Welt. Nur auf einem Gebiet hat die Frau jetzt vollen Anteil am geistigen, religiösen Leben: in den Klöstern des Mittelalters, diesem Staat im Staate, aber nur durch göttliche Bestimmung wird sie diesen Weg geführt, unter Verzicht auf physische Mutterschaft.

Von da ab hebt das Ringen an um das Recht auf geistiges Leben, um den Aufstieg vom Gattungsdasein zur Persönlichkeit, bezeichnet durch das Wort Schleiermachers aus dem „Katechismus der Vernunft für edle Frauen": „Ich will von den Schranken des Geschlechts unabhängig werden!" Unsere Generation, sagte Gertrud Bäumer, schließt den Kreis. Das, was sich zuerst Einzelne erkämpfen mußten, das Recht auf naturentbundene, geistige Freiheit, ist uns Frauen heute schon Eigentum geworden. Die zentralste, bevorstehende Aufgabe, der Schlußstein der Entwicklung, heißt: Vergeistigung der Mutterschaft selbst. Ein gewaltiger Vorgang, der in die Kindheitsstufen der Menschheit zurückgreift! Die Frauen haben begonnen, Staat und Gesellschaft, die objektive Kultur, mitzugestalten. Das ist die Mission, die vor uns liegt, nicht aus der Vorherrschaft des Frauentums Recht und Sitte zu gestalten, sondern aus dem heiligen Prinzip des Muttertums. Der alte Mythos von der Brüderlichkeit der Menschen unter der Mutterherrschaft ist uns ein Gleichnis und ein hohes Ziel. —

Anschließend wurde in fünf kurzen Ansprachen führender Frauen das Wesen weiblicher Kultur nach Lebensbildern von Frauen, die ihre Zeit kulturell beeinflußt haben, beleuchtet. Diese Lebensbilder der Fürstin Amalie Gallitzin, Karoline von Humboldt, Amalie Sieveking, der Wegbereiterin des evangelischen Diakonissentums, Rahel Varnhagen und Helene Lange schufen die Verbundenheit unserer Zeit mit den Frauen der Vergangenheit und stärkten das Gefühl der Verantwortung, die auch wir Lebenden für unsere Zeit tragen.

Das Thema des zweiten Tages: „Die Frau und die Wirtschaft" behandelte zwei Fragengebiete, einmal die Tätigkeit der Frau in der Wirtschaft als Arbeitskraft und die Art, wie sich die Frau mit der Wirtschaft in ihren Erscheinungsformen auseinandersetzt bzw. ihrerseits die Wirtschaft beeinflussen kann. Was die Frau in der Wirtschaft als Erwerbskraft leistet, vornehmlich die Stellung der Arbeiterin in der Wirtschaft, schilderte sehr klar und lebendig Katharina Müller-Berlin, die Vorsitzende des Verbandes weiblicher Handels- und Bureauangestellten. Ein besonderes Referat galt der Tätigkeit der Frau im Heim und den Zusammenhängen zwischen Heim und Wirtschaft. Die Einschätzung der Frau im Haus und in der Volkswirtschaft muß mehr als bisher in öffentlichen politischen und wirtschaftlichen Vertretungen zur Anerkennung kommen. Auch die Tätigkeit der Frau im Haus ist Berufsausübung und macht eine vorhergehende Schulung notwendig.

Der letzte Tag der Tagung stand unter dem Gedanken: Frau und Presse. Frau von Tiling schilderte die Macht der Presse, ihre positiven Kräfte, wenn sie verantwortungsbewußt ist, wenn sie Ausdruck unseres Seins, wenn sie Erziehungswerk ist, auf Kulturgüter hinweisend und die zerstörende Macht, wenn sie einseitig, entstellend, an niedrige Instinkte anknüpft. Aktiv und passiv nimmt

auch die Frau teil an der Presse, an der durch die Presse möglichen Einwirkung auf die Menschen. Presse ist nichts Feststehendes, sondern eine Kraft, die die Frau im Gefühl ihrer Verantwortung mitgestalten helfen soll. Die Frauen arbeiten mit in der Presse, nicht trotzdem, sondern weil sie Frauen sind.

Es ist nicht möglich, hier noch von den Einzelveranstaltungen an den vortragsfreien Nachmittagen, Pressa-Führungen, geselligem Beisammensein mit den Ehrengästen in den Häusern Kölner Frauen und der fröhlichen Rheinfahrt zu berichten, auf der Gertrud Bäumer und Marianne Weber unermüdlich unsere Lieder aus dem Singenden Quell usw. mitsangen und Anna Schieber dirigierte. Nur von der Festveranstaltung am zweiten Abend muß noch ein Wort gesagt werden, denn sie krönte die Tagung in einzigartig schöner Weise. Im großen, verdunkelten Messesaal, ohne Kulissen, vor einem tiefblauen Vorhang wurde die „Iphigenie" aufgeführt. Ganz schlicht und ganz groß in der Darstellung, ein unvergeßliches Erlebnis! „Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm, wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele beschämt und reines, kindliches Vertrauen zu einem edlen Manne wird belohnt". — Allen, die an der Tagung teilnehmen durften, wird die tragende Kraft der Solidarität der Frauen spürbar geworden sein, die Solidarität letzter gemeinsamer Ziele, die hinter der Kleinarbeit des Alltags leuchten und jeden Alltag und jede Frauenarbeit adeln.

Gertrud Geß.

Soesterberg-Bericht.

Der Vrijzinnig Christelyke Jongeren Bond, gekürzt VCJB. steht seit etwa sechs Jahren in Fühlung mit dem BDJ. In dieser Zeit sind zu den Tagungen gegenseitig Vertreter erschienen und mit dem Bewußtsein, an ähnlicher oder gar gemeinsamer Aufgabe zu stehen, wieder in ihren eigenen Bund zurückgekehrt. Vrijzinnig ist nicht etwa das, was wir mit unserm deutschen Begriff freisinnig oder auch liberal meinen. Es gibt keine schlechthin gültige Uebertragung dafür und wir müssen eben aus Haltung und Werk heraus das Gemäße spüren.

Soesterberg war in diesem Jahre nur der Ort einer der sieben „Gewest"-(Gau-) Konferenzen. Unter den 150 Teilnehmern waren etwa 100 Mädchen, die sich, im Gegensatz zu mir sonst bekannten Tagungen, sehr aktiv an den Aussprachen zu den Vorträgen beteiligten. Wichtig scheint mir zu sagen, daß sich im VCJB. kaum proletarische Elemente befinden, und doch auch gerade Fragen sozialer Art im Mittelpunkt stehen, die nicht mit billigen Worten Antwort finden.

Wie auf allen sieben Konferenzen wurde auch in Soesterberg, hier durch Dr. van Holk, eingeleitet mit einem Vortrag über das „vrijzinnig-christelyke" Mensch-Ideal, dessen Inhalt im folgenden wiedergegeben ist.

„Es fragt sich, was wir auf Grund unseres freisinnig-christlichen Gottesglaubens vom Menschen halten, welche Erwartungen wir an seine Gestalt knüpfen? Solche Erwartungen müssen wir irgendwie haben, weil unsere Ideale immer die Richtlinien sind für unsere Lebensführung, Wunschbilder am fernen Horizont, denen wir uns zu nähern versuchen. Welches Menschenideal steht unserem Glauben vor Augen? Meine Antwort lautet: nicht ein einziges, sondern mehrere, deren Gesamtheit erst das Richtige ergeben kann."

Und dann gibt es erstens: den Menschen der vollen, irdischen Lebensbreite. Im Unterschied zu philiströser Lebensenge und asketischer Lebensflucht glauben wir, die wir ja an Gott den Schöpfer des Himmels und der Erde glauben, auch an des Menschen schöpferische Bestimmung, an seine Energie, an Fülle und Schönheit, an Weisheit und Güte, an das erosgetriebene Leben, das aus dem Born der Ewigkeit quillt.

Dem stellen wir ein zweites Idealbild zur Seite: Der reine Mensch, der hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, der die Würde neben die Lust stellt, den „Heiligen Geist" neben dem Geiste (und wäre er noch so sehr begabt), denn Gott ist heilig, und die Lauterkeit der Gottestiefe ist uns noch mehr als deren Fülle und Breite.

Nun aber stößt das Menschenleben auf den Widerstand der Welt und des Bösen. Das Heldische wird immer wieder zerbrochen. Einsamkeit, Verachtung, Krankheit und Sünde suchen uns heim. Daraus erwächst eine Verzweiflung, die uns unerträglich wäre, hätten wir nicht das Bild des „Ecce Homo", des gänzlich Entblößten, des Schmerzensmannes. Quer durch die Wüste geht der Pfad Gottes; was die Schrift erzählt, bezeugt uns das Leben. Das ist das Bild des Dulders.

Hierzu formt nun eben der Glaube ein viertes Bild: es ist das Wesen des Menschen, der stille ward in Gott, der Trost oder Vergebung fand, der das Lächeln des Vollkommenen hat, ein irgendwie in Gott verborgenes Leben, das durch die Wüste des Schauens gegangen ist. Da wir nun aber glauben, Gottes Stille sei tätige Liebe, heilende, erlösende, erneuernde Liebe, so wird auch der Mensch uns zu einem von göttlicher Liebe ergriffenen, Heil-tragenden, dessen Namen sein sollte: Christophoros.

Den Christophoros nun aber sehen wir, dem Leben zurückgegeben, sich der Endlichkeit entgebend, das ewig Unerfüllte aus seiner Erfüllung füllend; der ganz schlichte, frohe Arbeiter Gottes. („De Werker", wie es in unserem Bundeslied heißt.)

Diese Bilder sind nun aber nicht gemeint als willkürlich umstellbare Gemälde in einer Galerie, sondern als notwendige Momente geistigen Wachstums. Zwar wird dieses Wachstum in verschiedenen Leben verschieden aussehen, aber der gemeinte Sinn ist immer derselbe: Humanität, die reift zum Evangelium; Evangelium, das die wahre Humanität als neue Knospe aus sich „hervortreibt." —

Wesentlich anderes brachte die Aussprache nicht. Es wurde sehr ernst von etlichen die persönliche Lage bezeichnet und gerungen, um den letzten Sinn und Inhalt des Lebens zu erfahren. Gerade die Offenheit des Einzelnen in Glaubensdingen erleichterte die Aussprache ungemein und sie stand immer, trotz der scheint's typisch-holländischen Weise, den Individualismus zu betonen, unter dem Zeichen gemeinsamer Verantwortung. —

Weniger den realen Gegebenheiten unserer Lage vor Gott wurden die Ausführungen Domine Proost's gerecht. Es war eher Ausdruck der „Aufklärung", als ein Eingehen auf die Lage vor Gott, das doch im Thema: „Wirker sein im Dienste Gottes" gelegen hätte, war der Versuch, eine h a r m o n i s c h e Lebensgestaltung darzustellen, wobei bewußt alle Relativitätserklärung der Welt und ihrer Werke abgelehnt wurde. Die Aussprache ergab, daß man doch mit dieser Festlegung sich nicht identifizierte, vielmehr die namentlich von Barth und Tillich geschaffenen „Positionen" beachtet wurden.

Eine ganz besondere Freude war das Spiel, das einige Leute aus dem Haag, nachdem der Leiter dieser Konferenz, R. Remmelts, erklärende Einführungen gab, zur Aufführung brachten. Sie spielten ein Fragment „Des Kaisers Reiter" von Leo Weismantel. Es war durch den tiefen Ernst, mit dem gespielt wurde, von lang nachhaltendem Eindruck, der uns schweigend auseinander gehen ließ.

Im übrigen war das ganze Zusammen- und Miteinanderleben eine herzliche Kameradschaftlichkeit. Es gab viel Singen, leider ohne Instrumente, meist humorvoller Art. Ueberhaupt nahm der Humor in diesen Tagen, in Zelten, Baracken und beim Zusammensein einen breiten Raum ein. Es war eine solche Fröhlichkeit, an die wir Deutsche nach dem Kriege wohl schwerlich so bald wieder kommen werden. Beim Feuer hörten wir noch etliche Dinge aus der niederländischen Dichtung. Heut noch klingt es in uns, was unsere Freunde vom VCJB. sangen: „Wy zyn de werkers"! Daß wir es nur recht singen dürfen!

Karl Auras.

Politischer Brief: Wahlen in Deutschland.

Von der neutralen Schweiz aus gesehen verlief die Wahlvorbereitung in Deutschland recht ruhig und still. Keine Partei hatte eine große, zugkräftige Wahlparole, um die gestritten werden konnte, auch spielte weder die Frage Monarchie oder Republik noch die Flaggenfrage eine wesentliche Rolle. Die Außenpolitik, bis 1924 stark umkämpft, konnte in dem Augenblick, in dem auch die Deutschnationalen sich außenpolitisch der Führung Stresemanns unterordneten, kein Streitgegenstand mehr sein. Es wäre nun aber völlig falsch, den ruhigen Verlauf dieses Wahlkampfes als ein Zeichen endgültiger Festigung unserer innerpolitischen Verhältnisse anzusehen. Wenn man bedenkt, daß am 20. Mai nur 75 Prozent der Wahlberechtigten ihre Stimme abgaben (gegen 83 Prozent 1919, 85 Prozent 1912), so zeugt das von einem Nachlassen der Anteilnahme der Bevölkerung am politischen Leben, das insbesondere in einem parlamentarisch regierten Staate eine ernste Krisis der gesamten politischen Verhältnisse bedeuten muß. Was dann, fragt Hans Zehrer in der „Tat" (Juni 1928), wenn das bisher nur geflüsterte

Wort „Wahlenthaltung" plötzlich zur Parole wird? Ganz zu Unrecht sind die Parteien und die Politiker gegen die Wahlenthaltung zu Felde gezogen! „Denn ein Staat, eine Regierung, ein Parlament, die ihre Bürger nicht allein durch ihre Tätigkeit zur Mitarbeit heranziehen können, sind nichts anderes, als eine Zeitung, die den Leser nicht fesselt. Man liest sie nicht, genau so, wie man nicht wählt."

Worin liegt die geringe Wahlbeteiligung nun im Einzelnen begründet? Zweifellos zu einem Teil in dem Wahlsystem, dessen Schematismus sich immer lähmender bemerkbar macht. Der Wähler selbst hat so gut wie gar keinen Einfluß auf die Zusammensetzung der Parteilisten, deren eine er wählen muß. Die Listen werden in den Parteibureaus zusammengestellt; wirtschaftlicher Einfluß spielt eine große Rolle bei der Aufstellung der Kandidaten. Und — die Listen zeigen immer dieselben Namen. Wie selten kommt frisches Blut in die Parteien! Drei Millionen Jungwähler haben 1928 zum erstenmal ihre Stimme abgeben können. Wo aber sind — außer bei den Völkischen und Kommunisten — jüngere Abgeordnete? Die Jugendbewegung stellt einen beachtlichen Teil der Wähler. Wo finden wir einen Menschen aus der Jugendbewegung im Parlament? Das Wahlsystem machte sogar die Wahl des Jungkatholiken Nikolaus Ehlen unmöglich, dem über 100 000 Wähler ihre Stimme gaben. „Alle geschlagenen Führer aller geschlagenen Parteien kehren ins Parlament zurück. Sorgte nicht der Tod für Wechsel, so würde die Führeroligarchie von 1919 auch 1990 noch das Deutsche Reich in unveränderter Zusammensetzung beherrschen. Die Folge davon: die Parteien sind instinktlos geworden, sie haben immer weniger Fühlung mit Geist und Willen der Nation, die Jugend wendet sich von ihnen und, da es außerhalb der Parteien keine Politik gibt, vom politischen Leben überhaupt ab, wenn sie sich nicht neuen Parteien zuwendet" (Stolper im „Deutschen Volkswirt"). Aber betrachten wir nun zunächst das Wahlergebnis. Es errangen Sitze im Reichstag:

Sozialdemokratische Partei	153	(+ 22)
Deutschnationale Volkspartei	73	(— 30)
Zentrum	62	(— 7)
Kommunistische Partei	54	(+ 9)
Deutsche Volkspartei	45	(— 6)
Demokratische Partei	25	(— 7)
Mittelstandspartei	23	(+ 6)
Bayrische Volkspartei	16	(— 3)
Nationalsozialisten	12	(— 3)
Christlich-nationale Bauern	13	
Volksrechtspartei	2	
Deutsche Bauernpartei	8	
Landbund	3	
Sächsisches Landvolk	2	

Das heißt also, daß sämtliche bürgerlichen Parteien (mit Ausnahme der Wirtschaftspartei) verloren, daß die Sozialdemokraten und Kommunisten stark gewonnen haben. Es ist übrigens falsch, wenn man sagt, die Deutschnationalen seien die Verlierer dieses Wahlkampfes gewesen. Das Zusammenschmelzen der bürgerlichen Mittelparteien, vor allem der Demokraten, ist für diese viel ernster zu nehmen, als der 30prozentige Verlust der Deutschnationalen, die immer noch die zweitstärkste Partei des Reichstages bleiben. Worin aber liegt nun der große Machtzuwachs der sozialistischen Parteien und der Wirtschaftspartei begründet? Woran liegt es, daß die von allen großen Parteien gleicherweise bekämpften und infolge des Wahlsystems im Reichstag kaum vertretenen „Splitterparteien" immerhin über 1,1 Millionen Stimmen erhielten?

Ganz gewiß haben diese Parteien zu einem Teil ihre Stimmen dadurch erhalten, daß sie in ganz bestimmter Weise einseitige Interessen vertreten wollten (Wirtschaftspartei, deren Kandidaten Bierbrauer, Kinobesitzer, Hausbesitzer waren; Volksrechtspartei, Bauernparteien usw.). Aber es verbirgt sich doch dahinter noch etwas ganz anderes als rein materieller Egoismus. *Wir stehen in Deutschland in den nächsten Jahren vor dem entscheidenden innerpolitischen Problem der Auseinandersetzung zwischen Staat und Wirtschaft und zwischen Arbeit und Kapital.* Sollte da die Wählerschaft bei Abgabe ihrer Stimmen instinktsicherer gehandelt haben als die Parteien bei Aufstellung ihrer Programme? Uns scheint: ja! Denn seltsamerweise haben eben nur die Parteien an Stimmenzahl gewonnen, die irgendwie ein wirtschaftliches Programm vorwiesen bzw.

die die Vernachlässigung der Fragen der Wirtschaft durch den Reichstag scharf kritisierten. Hüten wir uns doch, da von nur materialistischer Einstellung zu reden! Es sind Anzeichen da einer quer durch die Wählerschichten aller Parteien gehenden neuen Front, in der etwas von der Staatsgesinnung der Jugendbewegung spürbar ist, die bei aller Verschiedenheit der wirtschaftlichen und staatspolitischen Theorien der Einzelgruppen doch einig ist in dem Willen, den Geist und die Macht des Kapitalismus zu brechen. Und da unsere heutige innerdeutsche Lage unter dem Zeichen der Kampfansage der Wirtschaft gegen den Staat steht, der die Ungebundenheit der Wirtschaft zügeln will, muß der Zusammenstoß zwischen „alt“ und „jung“ in der Politik genau auf diesem Gebiet der Wirtschaft entbrennen. (Sehr wichtig ist die Diskussion in der Wirtschaftspresse über den Wiener Vortrag von Prof. Schmalenbach, von der hoffentlich der „Wirtschaftsbrief“ berichtet.)

Diese beginnende Gruppierung innerhalb der Wählerschaft kommt nun zum Teil auch schon innerhalb der Parteien selbst zum Ausdruck. Der Streit um Lambach in der Deutschnationalen Volkspartei ist das deutlichste Zeichen einer Krise, die alle bürgerlichen Parteien erfaßt hat. Aber es besteht leider wenig Hoffnung, daß die „jungen“ Kräfte in absehbarer Zeit in den überalterten Parteien entscheidenden Einfluß haben werden. Das gilt nicht nur von den bürgerlichen Parteien, sondern das gilt erst recht von der Sozialdemokratie. Auf der Rechten gibt es doch wenigstens eine lebendige, von besten Kräften erfüllte „junge Rechte“, die etwa im „Ring“ und im „Deutschen Volkstum“ von ihrem Leben und Kämpfen Zeugnis ablegt. Von da aus kann die Deutschnationale Volkspartei sich immer wieder erneuern und könnte eine wirklich lebendige volkskonservative Partei werden. Aber auf der Linken? Die Sozialdemokratie hat die meisten Stimmen der Jungwähler an sich gezogen. Aber die hoffnungslose Verkalkung der jungsozialistischen Bewegung, die furchtbare Geistlosigkeit und Langeweile des „Vorwärts“, der Mangel an wirklichen Köpfen in der Partei lassen erwarten, daß die Hoffnung so vieler junger Menschen auf wirkliche Führung von seiten der Sozialdemokratie im Kampf zwischen Staat und Wirtschaft bitter enttäuscht werden wird.

Die Vorgänge bei der Regierungsbildung nach den Wahlen und die Regierungserklärung bestätigen nur das Negative, das bisher über Parteien und Parlament gesagt werden mußte. Die Sozialdemokratie war die unbestrittene Siegerin des Wahlkampfes, ihr kam es zu, die Führung bei der Regierungsbildung zu übernehmen. Dementsprechend ernannte auch der Reichspräsident den von der Sozialdemokratie präsentierten Abgeordneten Müller-Franken zum Reichskanzler und beauftragte ihn mit der Zusammenstellung des Kabinetts. Als seinerzeit in England die Arbeiterpartei die Regierung übernahm, scheute sie sich nicht, ein Kabinett ohne sichere Mehrheit im Parlament zu bilden. Sie hatte ihr Arbeitsprogramm (das sie nicht hinderte, Staatsmännern aus anderen Parteien wichtige Posten anzuvertrauen) und überließ als Minderheitsregierung es dem Parlament, wenn es die Verantwortung tragen zu können glaubte, sie durch ein Mißtrauensvotum zu stürzen. Bei den deutschen Parteiverhältnissen scheint ein solches Vorgehen unmöglich zu sein. Warum trat Müller-Franken nicht als Vertreter der stärksten und siegreichen Partei mit einem bestimmten inner-, vor allem wirtschaftspolitischen Programm auf und suchte sich aus allen Parteien die Minister, die auf dieser Linie mit ihm arbeiten wollten? Das Wahlergebnis berechtigte ihn dazu! Mochte dann der Reichstag die Regierung stürzen, wenn er es wagte. Neue Wahlen hätten gezeigt, wie die Wähler darauf antworteten! Aber anstatt ein politisches Programm zu entwickeln, machte man ein Rechenexempel und fand heraus, daß eine sichere Mehrheit hinter der Regierung nur bei Bildung der sogenannten „Großen Koalition“ bestände, die von Sozialdemokraten bis Volkspartei reicht. Also fragte Hermann Müller alle für die Große Koalition in Frage kommenden Parteien nach den Bedingungen, unter denen sie in die Regierung eintreten würden. Das war nicht nur ein glatter Verzicht auf die Führung in der Regierung, sondern das war auch eine völlig verfehlte Taktik. Denn nun meldeten alle Parteien plötzlich Wünsche an; das Zentrum wollte Wirth zum Vizekanzler haben, die Volkspartei den Panzerkreuzer bauen lassen usw. usw. Nach wochenlangen Verhandlungen waren alle Parteien verärgert und des Spieles müde. So vertagte man die eigentliche Entscheidung auf den Herbst und bildete eine „Uebergangsregierung“, die sich wie folgt zusammensetzt:

Reichskanzler: Müller (Soz.),
Innenminister: Severing (Soz.),
Außenminister: Stresemann (D. Vp.),
Finanzminister: Hilferding (Soz.),

Arbeitsminister: Wissel (Soz.),
Ernährungsminister: Dietrich (Dem.),
Wirtschaftsminister: Curtius (D. Vp.),
Justizminister: Koch (Dem.),
Wehrminister: Groener (parteilos),
Postminister: Schätzel (Bayer. Volkspartei),
Verkehrsminister: von Guérard (Zentrum).

Die beiden Volksparteiler sind aus der vorigen Regierung übernommen, ebenso der Wehrminister und der Postminister. Die einzige bedeutende Persönlichkeit, die die Sozialdemokratie in die Regierung senden konnte, ist der Innenminister Severing, der zweifellos bei den Auseinandersetzungen im Herbst eine führende Rolle spielen wird. Ein Programm bedeutet diese Regierung nicht; ein Programm und einen entschlossenen Führungswillen zeigte auch die Antrittserklärung nicht, die der Reichskanzler namens der Regierung Anfang Juli verlas. Der „Deutsche Volkswirt" (Nr. 40, 1928) sagt mit Recht: „Sie hat die Zettel derselben Staatssekretäre und Ministerdirektoren aneinandergefügt, die den gleichen oder ganz ähnliche Zettel für Programmreden früherer Regierungen geliefert haben. Macht der Bureaukratie? Nein, nur Unfähigkeit der Politiker." Weder in Fragen der Wirtschaftspolitik, noch in Fragen der Umgestaltung des Reiches, noch überhaupt an irgendeinem entscheidenden Punkt unterscheidet sich diese Erklärung der Linksregierung von der einer Rechtsregierung. An die Stelle Keudells ist Severing getreten — aber ist damit der Sinn des letzten Wahlergebnisses erschöpft? Zwei Jahre lang hatte die Sozialdemokratie Zeit, sich auf die Führung vorzubereiten. Ist das, was wir seit den Maiwahlen erlebten, die Frucht dieser Vorbereitung? Und wie wird das Ergebnis der Regierungsumbildung im Herbst aussehen?

Mit dieser Frage an die Siegerin des Wahlkampfes schließen wir den heutigen Brief. Nur die Frage sei noch an uns alle, die wir uns zur jungen Generation rechnen, gestellt: Was sollen wir dabei tun? Mir scheint die einzig mögliche Antwort die zu sein, daß wir Einzelnen unsere staatsbürgerliche Pflicht nicht nur darin sehen dürfen, alle vier Jahre einen Stimmzettel abzugeben, sondern daß wir in den Parteien selbst die Zahl derer vergrößern müssen, die schematischen Bureaukratismus und parlamentarische Bonzenherrschaft bekämpfen und ein gesundes, staatsbewußtes, volksverbundenes Parteiwesen als Grundlage eines wahren Volksstaates schaffen wollen. Die deutsche Demokratie ist jung; unser Parlamentarismus ist nicht bodenständig, sondern den Westfstaaten nachgeahmt. Aufgabe der jungen Generation aber ist, durch die fremde Form hindurch die politische Lebensform des deutschen Volkes zu finden, zu schaffen. Der nächste politische Brief soll von dieser Aufgabe handeln. Heinz Kloppenburg.

Umschau.

Freudenspiegel.

In dankbarer Freude teilen wir unseren Freunden mit die glückliche Geburt unserer

Christine Johanna Martha.

Jugendpfarrer Heinz Kappes und Frau Else geb. Kern

Maria Elisabeth Jörg Ludwig Hildegard Augustel.

Karlsruhe, 13. Juli 1928 Rüppurr, Auerstraße 21

Aus andern Bünden und Verbänden.

Um die Forderungen der Bischöfe!

Das Bundesthing beschäftigte sich in der Hauptsache mit der Frage der Stellung des Jungborns zur Kirche, oder genauer, mit der Stellung zu den Forderungen der vorjährigen Bischofskonferenz, wonach jeder katholische Jugendbund einen von den Bischöfen bestimmten geistlichen Bundesführer haben und sein Schrifttum der kirchlichen Zensur unterstellen soll. Auch die Frage des Führers im Bunde, deren Lösung sich im Verlaufe des Thinges als notwendig ergab, stand im Vordergrund, während andere, sicher auch wichtige Dinge, wie die Frage des Verhältnisses zwischen Aelteren und Jüngeren, bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit zurückstehen mußten.

Zu Anfang des Thinges glaubte man, zu einer einheitlichen Stellung des Bundes kommen zu müssen. Das wäre nur möglich gewesen durch einen Mehrheitsbeschluß des

Thinges. Damit wäre aber der Bund zerschlagen worden, denn nach welcher Seite hin auch der Beschluß ausgefallen wäre, er hätte eine der beiden Gruppen der „Ja-“ und „Nein“-Sager, die beide wohl kaum von ihrem Standpunkte abgelassen hätten, aus der Gemeinschaft Jungborns ausgeschlossen. Man war sich denn auch der Tragweite dieser Entscheidung sehr wohl bewußt.

Die Entscheidung wurde auf Samstag verschoben. Das war gut so, denn in der dazwischenliegenden Nacht mag manch einer sich die Sache überlegt haben. War es nicht eine merkwürdige Sache mit dieser Entscheidung? Wir alle, die wir uns so sehr gefreut hatten, in Soest uns wiederzusehen, sollten nicht mehr zusammen ein Bund sein können? Wir wissen, daß wir nicht alle dieselben Menschen sind, haben gesehen und verstanden, daß Oberschlesien für ein „Ja“ und Rheinland für ein „Nein“ war, es sein mußte, eben aus der verschiedenen Art dieser Menschen heraus, wie sie durch Landschaft, politische und wirtschaftliche Verhältnisse und andere Dinge bestimmt ist. Und trotzdem freuen wir uns jedesmal, wenn wir von unseren Posten im Lande draußen zum Bundestag kommen und sehen, die ihre Jugend für das Neue einsetzen. Wir brauchen uns keine Rechenschaft zu geben darüber, ob der Bund Daseinsberechtigung hätte oder nicht. Das überlassen wir denen, die „über die Jugendbewegung“ reden und schreiben. Wir sind gar nicht so anspruchsvoll. Aber wir wissen, was es uns bedeutet, wenn mit uns junge Menschen aus dem arbeitenden Volk mit klarem Blick und festem Händedruck zusammenstehen, die uns liebe Fahrtgenossen sind, oder denen wir Gastfreunde sein können. Und das alles sollte jetzt aufhören, nur weil wir in einer von außen an uns herangetragenen Frage zu keiner gemeinsamen Lösung kommen konnten?

Am Samstag früh brach sich dann die Erkenntnis durch, daß die gemeinsame Haltung der Jugendbewegung es sei, die den Bund ausmache, daß aber die einzelnen im Bund sehr wohl aus dieser Haltung der Jugendbewegung heraus in konkreten Fragen zu verschiedenen Entscheidungen kommen könnten. Hieraus mag sich auch gegen die Stimmung einzelner der allgemeine Wille des Thinges erklären, weiter zusammenzuhalten. Das bedeutete, daß wir zu einer Entscheidung des Bundes in seiner Gesamtheit gegenüber den Forderungen der Bischofskonferenz nicht kommen konnten. Vielmehr soll den Bischöfen, wenn uns die Forderungen amtlich zugehen (das ist bisher noch nicht geschehen), mitgeteilt werden, daß eine eindeutige Stellungnahme Jungborns nicht möglich sei, da die Meinungen hierüber im Bunde auseinandergehen. Dieses Ergebnis des Bundesthinges ist kein eigentlicher Beschluß, vielmehr überließ man das der nachher gebildeten Führerschaft. Indessen wird die Führerschaft ihrer Natur nach kaum zu einem anderen Ergebnis kommen können.

Zwiesprach.

Anregungen.

Kirche. Die Kirche ist heute gewiß nicht Gemeinschaft, wie sie es sein sollte. Aber deswegen geht der Kampf um neue Gemeinschaft, neue Form in ihr. Wer draußen davor bleibt, kämpft diesen Kampf nicht mit. Nur die Religion, die Kirche schafft und will, hat innere Mächtigkeit. Deshalb bekenne ich für viele und für mich, daß die Kirche als Ziel, als Aufgabe, als Verantwortung uns ein immer heiligeres Gut wird, aus dem allein die Kirche als Form und Gemeinschaft wieder neugeboren werden kann.

Dr. Wendland.

Was ist sozial? In Wien haben alle Kinder volle Lernmittelfreiheit, viele Kinder der Armen werden auf Kosten der Stadt gespeist. 40 000 Kinder sind auf Stadtkosten im letzten Jahr aufs Land gekommen. Wien hat heute 40 000 stadteigene Wohnungen erstellt, 15 000 kommen in den nächsten Jahren dazu. Die Mietpreise betragen 4—6 und 8—10 Mk., Einfamilienhäuser 10—12 Mk. (Nach einem Vortrag des Wiener Abgeordneten Deutsch.) Das finde ich sozial.

Das Deutsche Reich bezahlt an 1856 sogenannte „Groß-Pensionäre“ jährlich 24 Millionen Mark. Die höchsten Beträge erhalten ehemalige hohe Offiziere mit 16 985 Mk. und 16 347 Mk. Ein Antrag, die Pensionen auf einen monatlichen Höchstbetrag von 1000 Mk. zu beschränken, hat der alte Reichstag abgelehnt. — — Darf ein Deutscher heute, der keine unversorgten Kinder mehr hat, und keine notwendigen Anschaffungen mehr machen muß, monatlich mehr als 1000 Mk. Reichsmittel verbrauchen? Das finde ich unsozial.

Die Ecke.

In Lohme auf Rügen bei Fischer Siebrecht habe ich diese Korrektur gelesen und diesen Gruß an euch geschrieben. Was ist es doch ein Geschenk des Bundes, daß er uns zu seinen Tagungen in die verschiedensten Gaue des Vaterlandes ruft; ich verdanke es dem Bund, daß ich diese Tage hier auf Rügen verleben kann, wieder ein Stück deutsches Land erleben und in mein Wesen aufnehmen darf. Das war mein einziger Gedanke, und jede Gebärde verlieh ihm Ausdruck, als ich in Saßnitz ans Land sprang: Macht Platz, ihr Ausländer! Hier ist ein Stück deutsches Land, ein Stück Heimaterde, dessen ich mich als ein Kind meines Volkes zu freuen ein Recht habe! Und nun lasse ich Land und Natur auf mich wirken als eine objektive Gegebenheit. Ich wage nicht zu sagen: die See, oder der Wald, oder das Land sagt mir nicht zu. Ich stelle mich diesen Mächten zur Verfügung in der Gewißheit: so kernhaft deutsches Land kann nur wesenhaft auf mich wirken. Ich bin bestrebt, mit allen Fasern meines Wesens Besitz zu ergreifen von diesem Land. So treibe ich schwimmend in den Wogen, die den Steinstrand schlagen; so schreite ich sinnend bei sinkender Nacht durch die riesigen Getreidekoppeln; so verweile ich in der Windmühle und ziehe den seit Kindheitstagen vertrauten Geruch frischgemahlenen Mehls ein; lasse am Wege die Ackererde durch die Hand rinnen und streiche kosend die Aehren. So schreite ich in Gedanken als pflügender Bauer über den Acker: eine Furche hin — und das Auge gleitet die schwingenden Linien der Landschaft entlang, umfaßt kosend das Haferfeld, das sich die Bodenwelle hinaufschwingt, verweilt bei dem strohgedeckten Sachsenhaus inmitten alter Eschen; eine Furche her — der Blick gleitet vom Acker unmittelbar hinaus in die weite See —, erst einen Meter vor dem Absturz wird der Pflug gewendet —, wo die Schiffe die Wogen pflügen, — und die Einseitigkeit des Meeres stimmt meine Seele zu ernster Feierlichkeit: die See ist wie das Leben. Wir stehen an einem Ufer; unser Leben ragt hinein in die Unendlichkeit; ihren Strand sehen wir nicht; nur zuinnerst lebt die Gewißheit, da drüben ist Land, ist festes Land, und in diesem Vertrauen wagen wir wie die ersten Seefahrer — das Abenteuer — mit Gott.

Aber was wären Wald und Feld und Land und See ohne Menschen! So freue ich mich, daß ich mit Freunden das alles erleben durfte. Sind viele von unsern Fähnlein in diesen Tagen über Rügen gezogen. Mit den Holsteinern haben wir zusammen gesungen, wißt ihr's noch, im Windschutz der Gartenhecken bei sinkender Nacht — war's nicht ein Stück Gemeinschaft? Die Schlesier kamen vorbei und die Kölner, und heute früh haben wir Abschied genommen von den bayrischen Mädchen. — Und hinter allem steht wie ein Sonntag, voll Freude, Besinnung und Feier, E b e r s w a l d e — von dem aber erst im kommenden Heft zu berichten ist. — Rufen wir's laut, daß es über die matten Stunden hinüberklingt: Es ist eine Lust zu leben im Bund!

Aus der Fülle des vorhandenen Stoffes habe ich zusammengestellt, was schon lange gesetzt und was sich zusammenordnen ließ unter dem Gesichtspunkt: soziales Handeln. Die Beiträge sind zum Teil wieder in unverantwortlicher Weise zusammengestrichen. Verzeihung, ihr Autoren. Wenn ihr aber, ihr Leser, die Aufsätze so gründlich durcharbeitet wie der Schriftleiter, damit er sie kürzen konnte, dann werden auch die Aufsätze trotz der Kürzung klar.

Das nächste Heft erscheint als Doppelheft 10/11 und bringt die Arbeit von Eberswalde. Das Heft wird notwendig seinen engen Rahmen sprengen müssen und statt 48 Seiten etwa 70 Seiten umfassen. Das können wir nur tun in dem großen Vertrauen, daß die doppelte Auflage durch eure Hilfe abgesetzt wird. Nehmt darum die beiliegende Bestellkarte, füllt sie aus und gebt sie auf; auch das ist ein Stück Tat. Aber ihr müßt es tun; ein jeder, auch du. Kampfgemeinschaft. Der Ruf klingt von Eberswalde. Laßt uns danach handeln! Heil! Jörg Erb.

Druckerlaubnis erteilt am 16. Ernting. Auch die letzte Korrektur habe ich noch auf Rügen gelesen — an meinem letzten Abend. Und nun ich fertig bin, will ich noch hinausgehen auf die Höhe zur Windmühle von Nipmerow und Abschied nehmen von diesem schönen Lande. Dort auf der Höhe werden mich noch einmal die Leuchtfeuer von Arkona und Hiddensee grüßen. Sie gehören zur Landschaft; unermüdlich blitzen sie durch die Nacht und geben Wegweisung, Aufmunterung, Mut. Soll nicht auch unser Blatt ein solches Leuchtfeuer sein? Ich sein Wärter? Erzeugen kann ich es nicht, nur seiner warten. Lasset uns wachen und nicht müde werden — und einer erbaue den andern!

Jörg Erb.



NEUWERK KALENDER 1929

Mit reichem Bildschmuck. Neuer Titelholzschnitt aus der Offenbacher Schule

Der Neuwerk-Kalender bringt in volkstümlicher Sprache in Bindung an das Evangelium, aber fern von dogmatisch-konfessioneller Fesselung und fern vom politischen Parteigetriebe, die Erkenntnisse und das Suchen von Menschen, die durch die Erschütterung der hinter uns liegenden Kriegs- und Aufbruchsjahre sozusagen „neue Augen“ gewonnen haben, indem ihnen Binden und falsche Brillen entfielen. Sie wollen die Welt in sich und um sich im Oberlichte der Frohbotschaft sehen und für diese Schau werben, überzeugt, daß das wahrhaft Evangelische, nach dem sie suchen, auch das menschlich Notwendende ist. Er bringt diesmal eine Fülle von Belehrendem und Zielsetzendem in Wort, Bild und Beispiel, das sich um die Forderung der Tat und den Neubau der Gemeinde gruppiert, und berücksichtigt in erster Linie akute und aktuelle Fragen des Tages, die insbesondere in dem denkenden Arbeiter und Bauern aufspringen. Vor seinen Urhebern und Schreibern steht Gott als der in jeder Zeit Gegenwärtige, und als die Hauptsorge der christlich empfindenden Menschen das Ringen um die Seelen der dem Evangelium Entfremdeten oder durch Verkrustung und Gewöhnung Abgestumpften und Verhärteten.

A U S D E M I N H A L T :

Georg Flemmig: Ein Erlebnis mit dem Elternrecht ¶ Heinrich Schultheis: Der vulkanische Untergrund ¶ Georg Koch: Bauernnot ¶ Will Völger: Jugendnot ¶ Julius Jensen: Der papierne Drachen ¶ Karl Aé: Wirtschaft und Geist ¶ Hans Franck: Sind wir so groß wie Gott? ¶ Hermann Schafft: Großstadtnot und Gemeinde ¶ Otto Dietz: Die Predigt eines Grabes ¶ Georg Merkel: Dee Urwalddoktor ¶ Wilhelm Geyer: Vom faulen Wasser ¶ A. Münch: Die Kreuzritterbewegung ¶ Drei Monate auf dem Habertshof ¶ Anna Schieber: Von der Macht der Güte ¶ Konrad Ameln: Vom neuen Singen ¶ Kalenderwerk

DER NEUWERK-VERLAG ZU KASSEL

Bericht über die Bundestagung in Eberswalde.

Die Berichte von unserer Eberswalder Bundestagung erscheinen als Doppelheft 10/11 von „Unser Bund" am 1. Oktober. Umfang zirka 80 Seiten mit einer größeren Anzahl Bilder. **Preis Mk. 1.50.** (Die Bezieher von „Unser Bund" erhalten das Heft ohne besondere Bestellung.) Bestellungen umgehend erbeten an die Landesverbände oder direkt an die

Geschäftsstelle des BDJ., Göttingen, Postfach 204.

Achtung!

Vorzugsangebot für Bundesmitglieder!

Bis auf weiteres liefern wir an Bundesmitglieder zu folgenden Vorzugspreisen:

t 4.50 Mk. 3.00
t 3.— Mk. 2.50
t 4.50 Mk. 3.—
t 3.— Mk. 2.50

ostfach 204.

esterwald

pem Basaltkegel
und Erholung.
n. Für Gruppen
yllischer Burg-
ch.

chwarzwald)

ie auch Gruppen
Preisen stehen zur
sraum, Veranda,
pekt auf Wunsch.
Bernhardstr. 11.

ür einen jüngeren
Ich würde mich
zuarbeiten.
bergstraße 28 II.

ographie (Gabels-
; sachliches Ver-
glin, Münster.

fleger, sucht zum
kirchl. oder kom-
tfach 204.

ädchen gesucht.
Postfach 204.

„**Was singer und klinger**", Melodienausgabe . . . . . stat
„**Ziele und Wege**", Bericht des Marburger Lehrgangs Okt. 1937 stat
„**Clemens Schultz**" . . . . Leinen . . stat
„**Clemens Schultz**" . . . . Halbleinen stat

Dieses Vorzugsangebot wird nur gewährt von der

Bundesgeschäftsstelle des BDJ., Göttingen, P



Die Bundesburg Westerburg im W

(Höhenlage 500 Meter) über herrlichen Wäldern auf hoh
gelegen, bietet Einzelnen, wie auch Gruppen Aufenthalt
Für Einzelne ruhige freundliche Zimmer mit guten Bette
helle, gesunde Schlafsäle. Lesezimmer, Tagesräume, id
garten. Gute Verpflegung. — Prospekte auf Wuns

Ferienheim „Aschenhütte", Herrenalb (württemb. S

(537 Meter) rings von bewaldeten Höhen umgeben, bietet Einzelnen w
Aufenthalt und Erholung. Gut eingerichtete Einzelzimmer zu mäßigen
Verfügung; für Gruppen neu eingerichtete Schlafräume, großer Tage
gute Verpflegung. — Anreise: Nebenbahn Karlsruhe—Herrenalb. Prosp
Anschrift für näh. Auskunft u. Anmeldung: **BDJ. Karlsruhe, Willi Zipf,**

Für eine **Hilfspfarrstelle** unserer Gemeinde (Vorortbezirk) suchen wi
Amtsbruder. Die Stelle wird voraussichtlich bald selbständig werden.
freuen, wenn ein Theologe aus dem Bund in der Lage wäre, hier mit

H. Schafft, Pfarrer, **Kassel**, Mönchel

Zum 1. Oktober suche ich eine neue **Sekretärin.** Gewandtheit in Stenc
berger oder Einheitsstenographie) und Maschinenschreiben notwendig
ständnis für meine Arbeit erwünscht. **Wilhelm Stäh**

Bundesbruder, 26 Jahre alt, mit staatl. Examen als Wohlfahrtsp
15. Oktober Anstellung als **Jugend- oder Wohlfahrtspfleger** in
munalen Dienst. Zeugnisse und Praxis vorhanden.
Zuschriften an die **Stellenvermittlung des BDJ., Göttingen, Pos**

Nach **M.-Gladbach** zum baldigen Eintritt ein **selbständiges M**
Außerdem **Haustöchter** und **Hausmädchen** gesucht.
Stellenvermittlung des BDJ., Göttingen,